

VERDORF BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 44.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 16. November 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W.

37. Jahrg.

Die rote Gret.

Novelle von E. Vely.

(Fortsetzung von S. 419.)

Nachdruck verboten.

Start vor dem Christfest ist's, hoher Schnee liegt. Fränz sitzt mit ihrem Kinde am Fenster und läßt es hinaus schauen, wo die Buben spielen.

„Guck, Annele, wie der Peter springt, schau den mächtigen Ball!“ Das Annele duckt den unförmigen Kopf gegen den Bufen der Mutter, es sucht nur die Wärme und die Stütze, wie ein krankes Haustierchen.

„Wenn's Annele erst lauft, macht's noch größere Ball!“ scherzt Fränz und sieht mit den großen, blauen Augen innig auf das Kind herab.

Da geht die Thür auf, und Jakob tritt ein, er pfeift die letzten Takte eines Marsches, stampft dann den Schnee von den Füßen, wendet sich der Fränz zu und fragt: „Nun, wann trägst auf?“

Sie sieht ihn erstaunt an, er war seit drei Tagen nicht daheim. „Hab nit um dein Kommen gewußt, aber wart, ich richt dir ein Supp —“

„Eine brave Hausfrau,“ höhnt er. „'s Holz ist fast gar (zu Ende), und kein Geld im Kasten.“ „Kein Geld hast?“ lacht der Mann, „ei, schau!“ Er faßt in seine Tasche und läßt Geldstücke aneinander klingen. „Hörst, was ist das?“ Und dann wirft er Münzen auf den Tisch. „Ist's genug?“

„Kannst mir auch sagen, ehelich, woher du's hast?“ „Ein Geld ist ein Geld!“ ruft er. Sie hebt unerwarteten den Kopf. „Du bist wildern gegangen, und überall helfen sie dir. Da ist ein Weib in Knittlingen —“

„Ob du schweigst!“ droht Jakob und schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Thaler hochspringen. Einer rollt dem Kinde vor die Füße, und das faßt mit den schwachen Händen danach und schließt die Finger darüber.

„I rühr das nit an,“ sagt Fränz, „lieber hungere i mit samt den Kindern!“

„So veruch's,“ antwortet Jakob und greift nach den Münzen und schiebt sie wieder ein. „Ein Geld ist ein Geld.“

Er ist schon an der Thür, da übermannt die Fränz ein Rachegefühl. Sie ergreift ihr Kind und sagt: „Um so ein Geld thut ein Weib und Kind nit ernähren, das schlägt nit an. Kauft besser in Bruchsal ein' Bazer — schöne findst schon!“

Er versteht sie sofort. „Gut spionieren kannst! Hilft dir aber all's nix! Und wenn du mir's Haus zur Höll machst, mein Weg und Steg kenn i schon!“

Dann ist er draußen, sie hört ihn über den Schnee stampfen, sie weiß, wohin er gehen wird, ein dumpfes, stumpfes Brüten kommt über sie. Nach einer Weile klopft eine Hand ans Fenster, eine Nachbarin ist's.

„Sie meinen, dem Konrad Heß schlägt bald die letzte Stund, sehn möchtest auch noch mal nach ihm.“

Dann fliegt die Scheibe wieder zu, die Frau hat's eilig. Fränz sieht unentschlossen auf ihr Kind nieder. Soll sie gleich gehen? Sie ruft den Buben, daß er auf's Schwefterel acht hat hält sich in ein warmes Tuch und schlüpft hinaus.

Die Söhnerin, bei der Konrad Heß wohnt, ist eine Ausländerin, von Frankfurt gekommen und eine unternehmende Weibsperson. Sie treibt ein wunderliches Geschäft, reist durchs Land, an all die Plätze, wo ehemals kleine Hofhaltungen gewesen sind, reichständige Fürsten gewohnt haben oder alte Klostersgüter sind, und kauft Möbel und allerlei Hausrat zusammen und zieht damit nach Frankfurt, von wo sie allemal mit leeren Kisten, aber vollen Taschen wiederkommt.

Die Hausflur der Gv gleicht einem Trödelmarkt, so bunt stehen alte hochlehne Stühle, niedere Taburette, Tische, Vogelkäfige, Eisen- und Glaswaren durcheinander, blinde Spiegel in wunderlichen Rahmen hängen an den Wänden, und Bilder sind zu sehen und Bücher in Schweinsleder gebunden. In einem schwarzen Merinokleide und einer Haube mit verblühten Blumen hantiert die Gv von früh bis spät unter ihren Schätzen, putzt und stäubt und kittet altes Porzellan so kunstvoll, daß man keine Risse gewahrt. Ihr Mann ist ein Konditor gewesen, von dem hat sie das Umgehen mit Tragantfiguren gelernt, und sie modelliert sogar Arme und Beine in Porzellangruppen.

Wie Fränz jetzt in den Hauseingang tritt, erhebt sich im Hintergrunde die magere Gestalt der Trödlerin.

„Was bringt ihr?“ fragt ihre schrille Stimme. „Zum alten Heß möcht i.“ „Die erst Thür!“ Und die Bürste hantiert weiter auf den verstaubten Polstern.

Fränz gewahrt im Halblicht die Gestalt des Alten in einem Armstuhl am Fenster.

„D, das ist ja die Fränz!“ Dem jungen Weib bringen die Thränen in die Augen, und



Der erste Schmuck. Gemälde von K. von Bergen.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl's Kunstverlag, N.G. in München.

sie kauert neben ihm nieder und erzählt ihm allerlei — vom Anneli ganz besonders viel.

„Und dein Mann? Schau, hat er sich geben und dem Oberförster ein gut's Wort vergönnt?“

Sie gleitet von ihrem Stuhl hinab und legt ihren Kopf gegen die Arme des Alten.

„D, Vater Heß, nix hilft, wildern geht er, und 's Sündergeld verthut er an die schwarze Christliebe im Löwen.“

„Arm's Tröpsle, du! Du hast ein Kreuz, du mußt's tragen!“

„Ach, Vater Heß, hätt i den Krispin doch krieg't,“ jammert sie auf. Da fuchen die gekrümmten Finger ihren Kopf.

„Geh ihm fúrder aus dem Weg, der Böse geht um, und den Trant haben sie nit erfinden können, der fúr allen Kummer hilft, die da in dem Zauberturm, i kenn ihn aber — i —“

Fränz beginnt sich zu fürchten, er ist wohl gar schon kindisch, ihr alter Freund.

„Du bist ein junges Blut,“ murmelt der Greis, „i aber kost ihn bald, schau, den Trant setzt uns unser Herrgott an die Lippen, da vergißt eins alles Leid, und ist eitel Freud.“

Nach einer Weile hat er sie und alles um sich her vergessen, sein Haupt sinkt tiefer auf die Brust, und sie schleicht auf den Fußspitzen hinaus.

„Ev ist drauß'n,“ Aber viel Sachen hab't ihr da,“ sagt Fränz. „Ihr kauft viel.“

„Alles.“

Da kommt der Fränz ein Gedanke. „I hab schöne Bilder, vielleicht könnt ihr die brauchen?“

„I kann alles brauchen,“ giebt Ev zurück. Sie kauft alles, was ihr angeboten wird, da werden die Leute zutraulich und geben auch einmal her, was sie haben mag und wovon sie sich sonst nicht trennen.

Wenn die Fränz Bilder anbietet, hat sie Geld nötig.

„So ein Kommod mit so arg vielen Fächern und gelben Ringen, wie sie dort steht, die hab i auch. Ist von meiner Großmutter selig!“ erzählt die junge Frau.

Ev blinzelt unter ihren schwarzen Brauen hervor, das ist ein Gegenstand, aber sie sagt ganz kaltblütig: „Wenn euch die Bilder im Weg sind, i hab Platz.“

Nun eilt Fränz dahin, es ist ihr spät geworden, durch den hellen Schein von des Böwenwirts Fenster gleitet sie wie ein Schatten.

Dann ist sie bei ihrem Häuschen und wundert sich, daß der Peter noch kein Licht hat. Die Hausthür ist offen, auch die der Stube, und auf ihren Ruf antwortet nichts.

Ein starker Zug kommt vom Fenster her, eine Scheibe ist eingeworfen. „Die bösen Buben!“ jammert sie und sucht nach dem Bündelholz. Und dann — sieht sie das Anneli starr und kalt auf dem Boden.

Sie haben den Knaben herausgelockt, sie meint das genau zu wissen, als die Scheibe zertrümmert ist, hat ihn der Zorn gefaßt.

Sie nimmt Anneli, um es in sein Bettchen zu tragen. „Krank wirst mir aber nit!“ sagt sie so bestimmt, als könne sie mit diesem Wort jede Gefahr abwenden.

* * *

Aber das Anneli ist doch erkrankt, und der Arzt hat gerufen werden müssen, der Jakob ist aber nicht heimgekommen in all den Tagen, wie hang auch die Fränz an ihn gedacht hat. Jetzt hätte sie das Geld genommen und der Sünde nicht mehr gedacht — nun ging's ja um das Kind. Man hat des Konrad Heß Leiche mit großer Begleitung vorbeigebracht, und sie hat nicht mal geweint, so versenkt ist sie in den eigenen Kummer gewesen. Und nun sieht sie plötzlich die Ev in die Stube treten. Sie erschrickt ordentlich über die Ehre und wird rot, wie sie ihr einen Sitz bietet, die Alte sieht so feierlich aus in dem schwarzen Tuch.

„I komm nur da so vorbei! Geh auf die Woch hinauf nach Frankfurt. Ihr seid gegen den Vater immer gut gewesen, will sehn, wie's dem Mädele ergeht.“

Das thut der Fränz im Herzen wohl.

„I mach mein' Dank! Da liegt's! Der Doktor verschreibt halt noch — i mein, es schaut schon besser aus.“

Die Ev wirft einen Blick hinüber nach der Wiege. „I versteh ni mit auf Kinder, hab kein's gehabt,“ sagt sie.

Sie fühlt sich wohl unter ihrem Holz- und Porzellangerümpel. Sind auch Kindergestalten darunter, die einen geschnitzt, die andern schön bunt bemalt — brav sind sie aber alle, und wo es an einem Arm oder Bein gebricht, da läßt sich helfen ohne Angst und Geschrei.

Die Blinde der Ev gleiten über die kahlen Wände, das armselige Gerät, bis sie an der prächtigen Klotzkommode hängen bleiben.

„Ja, i geh nach Frankfurt und komm wohl lang nit wieder. Jetzt brauch't mi der Alt nimmer, der hat sein Ruh,“ meint sie.

„D,“ sagt Ev, „das ist mir aber arg, daß ihr fortgeht.“

Die Tröblerin fragt: „Ja, warum denn das?“

Fränz streicht ihre Schürze glatt und flüstert: „Eins hat doch gewußt, an wen es sich wenden konnt. Mein Mann ist auswärt's, und weil mir da so viel Hausgerät herumstand, grad dadrum!“

Ev nickt. „Mir ist's recht gewesen, was du geschickt hast, hab Platz genug!“ Und ganz leichthin setzt sie hinzu: „Wenn noch was rumsteht, das können wir vorher hinüber schaffen.“

„Freilich, freilich, da ist ja die Kommod!“ flüstert Fränz, und hat einen Schimmer vor den Augen.

Ev steht leise auf, tritt an das Möbel heran, prüft die Bekleidung, die Messingbeschläge, zieht die Schubladen auf.

„I hab grad eine gleiche, wenn i die nehm, so ist's aus Fremdschaft.“

„D!“ spricht Fränz gerührt von der Herablassung der Tröblerin, „o, das ist gut von euch. Sie stammt von der Großmutter, freilich — wir haben lang schon eine modische kaufen wollen!“

Aber sie seufzt. Das Plügen ist doch ein harte Arbeit.

Ev greift in die Tasche und zählt auf die Platte die Geldstücke hin.

„Ein bissel übern Wert, kann leichtlich Schaden dran haben — aber 's mag so sein.“

Fränz wagt vorerst gar nicht nachzuzählen, aus Respekt. Wenn die Ev drauß'n ist, spricht sie dasjelbe, was neulich Konrad von der Fränz gesagt: „Du armer Trost, du!“

Sehr schnell wird die alte Kommode geholt von zwei kräftigen Burshen, und dann kommt wieder ein Gast — der Krispin Meschenmoser.

„I such den Haigerle!“

„Ist seit langem nit daheim gewesen!“

Er kommt näher heran. „Du, Fränzle, hat er di in Not gelassen?“

„I hab für mi und die Kinder!“

Krispin legt ihr die Hand auf die Schulter. „Weißt etwa nit, daß i dein Freund bin?“

Sie nickt.

„Und willst dran denken?“

„Wenn die Zeit kommt, Krispin.“

Er geht mit wuchtigen Schritten auf und nieder, dann bleibt er wieder vor ihr stehen. Es ist ein sonderbarer Glanz in seinen Augen.

„D, du, du Mädele, du,“ sagt er wie früher, „wenn i di anschau und denk, daß alles hätt so anders sein können!“

„Sei still!“ flüstert sie und wird heiß unter seinem Anschau.

„Bist so sauber gewesen!“

„Krispin, all das Reden nützt ja nix mehr!“

„Und heut — heut,“ stößt er heraus, „bist grad so recht vollkommen!“

Sie blickt an den Wänden hin, dreht sich denn alles — klingt denn da die alte Tanzmusik?

„D, Mädele, du, wenn wir heut noch zusammenkommen könnten!“

Mit dem Krispin zusammenkommen! Wie ein Tanz wär's, kein langer, mühsamer Weg, auf dem so viel Steine liegen, wie sie der Jakob einen solchen geführt hat und auf dem sie nun in der Mitte allein steht mit den weinenden und hungernden Kindern.

„Sei still, sei still!“ wehrt sie ab und sieht den Mann an, der so breitschultrig da vor ihr steht, ein fast verlöschender Blick ist's, der ihn trifft.

„Still, still!“

„Nein, erst nit! Da sitzt in dein Glend, und der Lump steigt andern nach.“ Er saßt plötzlich ihre beiden Hände und schaut ihr durchdringend ins Auge. „Warum thust nit ein gleiches? Schau, du bist mir noch gut, i weiß es! Warum sagst nit einmal: I mag di arg, Krispin!“

Die Tanzmusik! Ein Walzer ist's! Sie hat so arg gern gewalzt, war eine Lust mit dem Krispin! D, wie das lockt, kommt, sie näher nach ihm hinzieht. Mein, nein!

„Weil's eine Sünd ist — und weil, weil du lügst, Krispin Meschenmoser!“

„Weib!“ schreit er und will sie wieder fassen, aber sie weicht aus und eilt an die Wiege. Von dort, wo sie sich sicher fühlt, blickt sie hinüber nach dem Mann. Sie sieht, wie es in seiner Brust arbeitet, wie er sich Gewalt anthut, und eine Art von Mitleid beschleicht sie, als möchte sie ihm doch ein gutes Wort sagen. Wenn nur da nicht der Spruch des toten, blinden Mannes mahnend in ihrer Brust erklingen wäre: „Der Teufel hat überall sein Weg!“ Sie schweigt, ihr Busen wogt, ihr Blick bleibt gesenkt.

„Fränz,“ sagt da Krispin plötzlich, „i weiß und seh's, du bist ein braves Weib, und i will's ehren und achten, i gelob dir's! Aber schau, einmal sei auch gut zu mir, laß mich's hören aus deinem eigenen Mund, daß i doch in deinem Herzen dir das Liebste blieben bin!“

Sie sieht ihn an mit den großen Augen und sagt fest: „Nein, Krispin, das kann i nimmer. Mein Liebst's auf der Welt, guck, das liegt hier zwischen uns in der Wiegen!“

„Das ist nit wahr, das soll nit sein, das kann nit sein!“

Das junge Weib duckt sich halb über die Kissen hin.

„Gelt, mein Kindle!“

„Das ist dem Haigerle sein's!“ sagt Krispin.

„Mein einzig's Anneli!“

„Noch laßt Meschenmoser auf.“ Und der Haigerle ist ein Lump, der läßt sein Weib allein und sein Kind, das ist sein Blut, das kannst nimmer gern haben!“

Fränz hört ihn gar nicht mehr; sie hat nur ein Sehnen, das Anneli möge sich aufrichten und die kleinen Arme um ihren Hals schlingen, fest, recht fest!

„Fränz, i kann ni mit ankennen in dir. Aber eins denk, das Kindle könnt einmal nit mehr da sein!“

„Das darf nit sein, das will unser Herrgott nit!“

Sie schüttelt sich wild, wie im Uebermaß des Schmerzes, und dabei gleiten ihr die Zöpfe vom Haupte herab und fallen ihr über die Schultern. „Alles will i ertragen, Schand und Spott und Not und Glend,“ ruft sie, und aus der Sanften ist plötzlich eine Kühne geworden. „Alles! Mag der Haigerle davon gehen mit der schwarzen Dirn und i allein für das Anneli betteln gehn müssen, i thät's. Aber mir nehmen — o Gott, nur das nit!“

Den Krispin ergreift's, er schüttelt sich, er fürchtet sich fast vor der Heftigkeit dieser Mutterliebe und dieses Schmerzes. Und dann denkt er plötzlich an ein anderes junges Weib, das hat seinem Kinde das Leben gegeben und genommen — genommen, weil er ihm nicht hat Vater sein wollen. Es würgt ihn etwas, es ist, als ob kleine, kalte Hände nach seinem Halse greifen. Dies Weib, die Fränz, ist's, um derentwillen er der Ghet nicht Wort hielt — und heut noch ist sie ihm das Begehrnswerteste auf der weiten Welt. Ist da ein Zusammenhang? Ist's Fügung, ist's Vergeltung?

Den Angßschweiß wischt er von seiner Stirne, atmet tief auf und sagt mit ganz veränderter Stimme: „Fränz, da ist meine Hand, leg deine hinein. Wenn du einmal ganz verlassen bist, kommst zu mir — gelt, zu mir?“

Sie antwortet nicht, sie fühlt, daß er ihre Finger fest drückt und wieder losläßt, und legt ihr Gesicht neben das bleiche auf den Kissen. Krispin geht leise hinaus, nur der Peter wendet sich und blickt ihm erstaunt nach.

* * *

Der heilige Abend dunkelt herein in das niedre, kahle Zimmerchen. Dem Anneli sein Gesicht hat einen bläulichen Schein, es zuckt immer darin, Fränz hat ihm halblaut ein Lied gesungen. Peter ist nach der Apotheke mit dem letzten Gelde.

„Gelt, Mutterle,“ hat er gesagt, „völlig vorüber geht's Christindle doch nit bei uns?“

Es hat sie gejamert, das Anneli ist krank und kein Geld im Haus und keine Urjach zur Freude — aber der arme Bub! Wenn er gar hungern soll! Was könnte sie denn noch fortgeben, wenn die Ev da wäre? Ihren Trauring — aber die ist nicht da — freilich dafür ein anderer, der Krispin. Sie tritt vor die Thür. Wenn der Bub endlich käme!

„Grüß Gott!“ sagt eine verummunte Gestalt.

„Et, die Gret!“

Das Mädchen will eilig vorüber, aber Fränz tritt ihr in den Weg.

„Kommst spät heim.“

„Ja.“

„Wenn du müd bist, da herinnen ist ein Stuhl.“

Gret hebt den Kopf, das ist eine ungewohnte Einladung. Dann wirft sie ihn zurück.

„Was willst von mir?“

„Der Haigerle ist nit heimgekommen, und i hab kein Geld, und der Meschenmoser soll mir borgen — da für ein Pfand, mein Ring. Willst's ausrichten?“

Ein höhnisches Lächeln steigt um Gret's volle Lippen. Sie weiß ja, wenn jemand gut zu ihr redet, muß ihn ein Anliegen treiben.

„Gewiß will i 's ausrichten!“

Dann ist sie, nach dem goldenen Pfand greifend, schon verschwunden.

Aufrecht geht sie durch die Straßen, der Regen schlägt ihr ins Gesicht, und das Kopftuch gleitet herab, sie hält den Ring fest. Was solch ein Reif gilt! Gab ihn der Krispin ihr, so brauchte sie jetzt nicht verachtet durch die Gassen zu laufen und über die Landstraßen mit ihrem Bündel Flechtwerk und säß nicht in ihrem Häusle allein, wie eine Ausgestoßene.

Von weitem sieht sie den hellen Schein aus des Meschenmosers Fenster, ohne Aufenthalt steigt sie die Stufen hinauf, reißt die Hausthür auf, wendet sich rechts und öffnet ebenso rasch die Zimmerthür.

Eine warme Luft schlägt ihr entgegen, auch eine Rauchwolke, denn der Krispin sitzt in seinem Sofa, die Füße weit von sich gestreckt, und raucht aus einer langen Pfeife. Sie jagt nichts, sie steht da, wie aus der Erde emporgetaucht, und der Krispin legt die Zeitung nieder, die laut in seiner Hand geknistert hat, und sieht sie an. Das rote Haar kränzelt sich in wirren Locken um ihren Kopf, und Regentropfen blitzen darin wie Perlen; ihr Gesicht ist bleich, ihre Augen glühn wie Flammen.

Sie hält die Arme über der Brust gekreuzt, ihr armseliges Tuch liegt hinter ihr auf dem Boden, so wartet sie, bis der Krispin reden wird, es freut sie, ihm so Auge in Auge gegenüberzustehen.

Gret, du bist daher kommen?“ sagt Meschenmoser nach einer Weile, als habe er erst Zeit gebraucht, die Frage zu finden. Dann steht er auf.

„Ja! Siehst's doch!“

Er legt die Pfeife auch hin.

„So, ja! Und hast wohl ein Geschäft mit mir?“

„Das hab i!“

Die Höflichkeit von der Dirn! Schmaks hat ihm ihr Stolz und ihr Trost gefallen.

„Setz di auch!“

Sie rührt sich nicht. „In dem Haus sitz i nit nieder!“

Es ist gut geheizt in dem Zimmer, und er hat einen langen, wollenen Schlafrock an, wie ein städtischer Herr. Dennoch überkommt ihn ein Frösteln.

„Wenn du's nun sagen willst,“ beginnt er.

„Ja, raten wirst's auch wohl kaum!“ lacht sie.

„Wenn du ein Geld willst, nenn nur die Summ!“

„Ein Geld will i freilich!“ ruft sie.

Das erleichtert ihn; er greift nach seinem Schlüsselbund, und wie er dem Schrank zugeht, spricht er über die Schulter hin: „Schau, Gret, das ist nun einmal vernünftig. Hast dich all die Zeit abgeplagt mit der Flechtere. Hast aber keinen trügigen Sinn gehabt. Sollst aber nit darben, das will i nimmer! Kannst von mir haben, was du willst. Meinst, i erkenn's nit an, daß du so tapfer geschwiegen hast? Hätt eine jed nit fertig bracht!“

„Meinst? D, i kann noch mehr!“

Er schließt den Schrank auf.

„Willst die Summ selber angeben?“

„I — i nit!“ antwortet sie.

Dann kommt ihm ein Gedanke, er wird ganz eifrig.

„Sag, möchtest nit fort von hier?“

„Warum?“ fragt sie.

„I mein nur! Behaglich ist's dir doch nit an dem Ort da!“

„Nein!“ lacht sie bitter.

„Wenn du also einmal fort willst, i kauf dein Häusle schon, wenn i auch nit den Namen dazu hergeb.“

Wieder zucken ihre Finger — sie ist kräftig und wild, sie ist schon einmal eine Mörderin gewesen! Wenn sie ihm das kirschrote Halstuch zuzöge, das er sich umgeschlungen, gar kunstvoll, damit die seidnen Enden weit herabhängen über seine Brust!

Er ahnt nicht, daß die Gefahr ihm so nahe ist, er ist gar vergnüglich über seinen Einfall und wiederholt: „Ueberleg's dir einmal! Ich bin immer zu finden!“

„Krispin Meschenmoser,“ sagt Gret und atmet tief auf, denn nun ist der furchtbare Gedanke wieder gewichen, „da war kurzhin einer bei mir, der kam auch aus dem Zuchthaus. Der hat einen im Streit erstochen.“

„So!“ macht der Meschenmoser ziemlich gleichgiltig.

„Und der wollt auswandern. Geld genug hatt' er, aber er wollt auch eine Frau mitnehmen. Und die sollt i sein.“

Nun wird Krispin plötzlich aufmerksam.

„Du! Guck, Gret, wenn du den nimmst, bei meiner Seel, i thu di gut ausstatten!“ ruft er rasch.

„Das wolltest?“ fragt sie scharf.

„Soll i 's schwören?“ antwortet er.

„Nein,“ sagt sie eifrig, „i glaubt doch nit dran!“

„Willst's Geld gleich?“ fällt er ein.

„Nein! I will dir nur erzählen, was i dem Mann gesagt hab. Hörst mi auch, Meschenmoser?“

„Freilich!“

„I hab gefagt, i wollt ihn nit, und i wollt nit fort, wollt hier bleiben!“ Und sie lacht und zeigt die gesunden Zähne, die so scharf sind, wie die eines Raubtieres.

Die Antwort gefällt dem Krispin freilich nicht.

„So — das hast gefagt! Mußt wohl dein Gründ haben und bist dein eigener Herr! Und nun mach, daß unser Geschäft zu End kommt!“

Der moderne Naturalismus.

Von August Niemann.

Nachdruck verboten.

In der neuesten Zeit macht sich auf dem Gebiete der Kunst, ebenso wohl bei den Dichtern wie bei den Malern und Bildhauern, eine Richtung geltend, die mit dem Namen Naturalismus bezeichnet wird, weil ihre Vertreter die Absicht kundgeben, in ihren künstlerischen Werken treu der Natur zu folgen und das Wirkliche darzustellen. Ein vorzügliches Programm! Sagen wir: das einzig richtige Programm! Der Natur den Spiegel vorzuhalten, bleibt immer die Aufgabe des Künstlers, und nicht dringend genug kann immer wieder von neuem wiederholt und laut gerufen werden, daß die unendliche und unergründliche Natur im Kleinen wie im Großen die Originale zu den Kopien der Menschenhand liefern muß, daß die Wahrheit allein interessant ist und daß jede Entfernung vom Wirklichen, um in das Reich des Scheins hinauszuschwärmen, das Kunstwerk schädigt. Bescheidenen Sinnes und mit echter Frömmigkeit erkennen die heutigen Vertreter des Naturalismus, daß dem menschlichen Geiste das Schöpferische nicht innewohnt, sondern daß er immer nur das Gegebene sucht und findet. Denn zwar heißt der Poet ein Schöpfer dem Wortsinne nach, und das Wort ist insofern richtig, als er seine Werke schafft, wie denn auch der Maler und Bildhauer Poeten, das heißt Schöpfer, genannt werden könnten, weil auch sie Schöpfer ihrer Werke sind — aber es besteht ein bemerkenswerter Unterschied zwischen diesen Werken und den Schöpfungen der Natur: sie bewegen sich nicht in sich selbst, sie tragen die Gesetze ihrer Wesenheit nicht in sich selbst, wie dies den Werken der Natur eigentümlich ist. Diesen Fehler empfand Dädalus, der mythische Künstler, der seinen Bildwerten Leben einhauchte, sodaß der Bestzer sie anbinden mußte, damit sie nicht entfliehen, und Platon vergleicht sie deshalb mit Glaubenssätzen, die gleichfalls angebunden werden mußten, nämlich mit logischen Gründen, um nicht flüchtig zu werden. Symbolisch steht Dädalus da für die Erkenntnis, daß das Bild der Menschenhand nicht wie das Gebilde der Natur seine Gesetze in sich selbst trägt, sondern immer nur Nachbildung des natürlichen Originals und höchstens dem Glauben des Wahren, als der Nachbildung des Wissens, ähnlich sein kann.

Schöpfer im eigentlichen Sinne also ist der Künstler nicht, sondern, da er sich ja nicht selbst geschaffen hat, da er seine Gedanken nicht selbst giebt, sondern erwarten muß, wie sie kommen und wachsen, recht eigentlich ein Werkzeug der Natur, womit sie sich selbst betrachtet und nachbildet. Sehr verschieden an Güte und Kraft sind auch die Künstler, und diese Verschiedenheit besteht nicht nach Wahl unter ihnen, sondern die Natur selbst bildete nach ihrer schöpferischen Freiheit hier den Rafael, den Michel Angelo, Shakespeare und Goethe, dort kleine Leute, deren Haupt nicht so hoch ragt, daß Fernstehende sie zu entdecken vermögen. Alle zwar streben ja gemäß ihren Kräften und ihrer Einsicht danach, der Mutter Natur, die sich selbst betrachtet will, den Spiegel vorzuhalten, am besten aber gelingt es denen, die wir die Großen nennen. Denn das ist gewiß: strömt die Wahrheit nur aus der Natur, so ist derjenige der größte Künstler, der die Natur am natürlichsten, am wirklichsten aufzufassen weiß. Das Auge, das am tiefsten in die Geheimnisse der Natur einzudringen weiß, wird dem Volke am herrlichsten offenbaren können, wie es mit diesen Geheimnissen steht. Denn das Volk in seiner Masse ist blind, Künstler schenke ihm die Natur, um sich den Blinden in ihrer Schönheit und weisheitsvollen Größe zu offenbaren. Nur den Instinkt verlieh die Natur der Menge, den Instinkt, zu finden, wer die Wahrheit weiß, den Instinkt des Schönen, denn die Wahrheit selbst ist zu strahlend, um vom Volke begriffen zu werden, und nur unter dem Bilde der Schönheit wird sie gesehen.

Das möchte nun wohl mancher bezweifeln, der das Gebahren der Menge beobachtet und dann sieht, zu welchen Schaustellungen sie sich drängt und welche Bücher sie mit Vorliebe liest. Der Menge gefällt, was auf den Marktplatzt taugt, sagt Hölderlin tautologisch. Aber mag das vom Volke bewunderte und gern gelesene Kunstwerk, das vielgelesene Buch, noch so häßlich sein, es gefällt doch nur deshalb, weil es für schön gehalten wird, weil es dem Bedürfnis der Menge nach Erregung ihrer Geschmacksnerven entgegenkommt. Je gebildeter der Geschmack, je feiner das Kunstverständnis ist, desto höher werden die Kunstwerke stehen, die Gefallen finden. Hierin zeigt sich eine unendliche Abstufung, die sich im allgemeinen schon bei den verschiedenen Nationen kundgiebt, indem zum Beispiel die Italiener ein feineres Formgefühl haben als die Franzosen, die Franzosen ein feineres als Deutsche und Engländer. Die Schönheit aber ist das Wesentliche der Kunst, ebenso wohl der bildenden und dichtenden, wie der Musik, sie ist ihre Grundbedingung, gewährt ihr die Möglichkeit ihres Daseins. Wenn es nicht um die Schönheit wäre, so könnte ein jeder malen, bildhauen und dichten, sowie musizieren.

Das Alles nun ist so altbekannt, daß es wirklich völlig überflüssig erscheinen könnte, es noch zu erwähnen, wenn nicht gerade das Auftauchen des neuen Naturalismus dazu anregte. Denn es könnte doch von seinem Programm gar nicht die Rede sein, wenn nicht einiges von dem Altbekannten hier und dort in Vergessenheit gefallen wäre. Zwar, daß die Schönheit das Wesen der Kunst ausmache, das wollen auch die Naturalisten wohl nicht bezweifeln. Wenn ich sie recht verstanden habe, sagen sie nur, schön sei es, natürlich und wirklich zu sein, und sie würden es gewiß übelnehmen, wenn man von ihren Werken sagen wollte, sie wären häßlich. Sie gedenken die Schönheit auf die rechte Basis zu stellen, nämlich auf die Natur, auf die Wirklichkeit, aber ihre Romane, Gedichte, Gemälde und Bildwerke für häßlich gehalten zu sehen, würde sie wohl ebenso wenig erfreuen, als wenn man ihre Gesichter und Gestalten häßlich finden wollte. Sie sagen, daß viele der älteren Künstler, beinahe alle, Dichter wie Maler und Bildhauer, die Sache nicht richtig angegriffen, daß sie sich von der Natur entfernt und unwahre, eingebildete Schönheiten dargestellt hätten, sie selbst wollten das besser machen und der Natur treu folgen. Daß ihr reformatorisches Bestreben selbst häßlich wäre, werden sie gewiß nicht zugeben, sondern sie werden als Künstler stets der Schönheit huldigen und werden sagen, es sei schön, den Naturalismus zur Herrschaft zu bringen. Ich muß aber gestehen, daß mir ihr Programm, dem ich völlig zustimme, weit mehr

imponieren würde, wenn es von einem einzigen Künstler und nicht von so vielen ausginge. Es ist nicht natürlich, daß so viele große Männer auf einmal auftreten. Die Natur ist sparsam mit Genies, ein Genie aber ist erforderlich zu einem echten und rechten Naturalisten! Alles Abnorme bringt die Natur vereinzelt hervor, nur das Mittelmäßige in Masse. Wie die Riesen und die Zwerge selten sind, so auch die ganz guten und die ganz schlechten Charaktere, die hervorragenden Geister und die Idioten — die Menge ist immer von mittlerem Maße, geistig und leiblich. Wer daher die Menge der Bücher und Gemälde sieht, die von den Naturalisten ausgehen — bei den Werken der Plastik setzt das Material schon Schranken — der kann sich, wenn er naturkundig ist, schon von vornherein sagen, daß diese langen Wände der Ausstellungssäle, diese gefüllten Regale der Bibliotheken, selbst wenn sie ganz von Naturalisten bevölkert sein sollten, notwendigerweise der Masse nach mittelmäßiges Gut enthalten werden. Ja, wenn der Naturalismus ein Rezept zur Erzeugung großer Kunstwerke wäre! Aber die großen Kunstwerke gehen nur von den großen Künstlern aus, und so sehr wird der Naturalismus sich nicht selbst verleugnen, daß er verlangen und erwarten sollte, das Gesetz der Natur selbst, wonach das Große selten und das Schöne schwer ist, sollte sich umkehren.

Zu einem echten und rechten Naturalisten, sagte ich, gehöre Genie. Ja, sicherlich, Genie gehört dazu, nicht allein der Natur ihre Größe und ihre Feinheiten, ihre Wahrheit und Wirklichkeit abzulauschen, sondern auch das Erschaute dem Leser, dem Beschauer wiederzugeben. Nur sehr wenigen ist diese Gabe in hohem Maße verliehen. Das leuchtende, tiefblickende, begeisterte Künstlerauge gehört dazu, die Natur recht zu sehen, und eine feinfühlig mächtige Hand, um das Gesehene wiederzugeben. Was für ein Unterschied besteht wohl zwischen einem Künstler und einem Menschen, der nicht Künstler ist? Ich glaube wahrhaftig, es giebt eine Menge Leute, die sich einbilden, wenn sie nur wollten, könnten sie die Malerei, Dichtkunst und Plastik lernen. Und völlig Unrecht haben sie nicht, denn eine schwache Anlage zur Kunst liegt wohl in allen Menschen, eine sehr schwache freilich bei den meisten. Aber was ist wohl der Unterschied zwischen dem Großen und dem mittelmäßigen Künstler? Die Alten sprachen von einem Wahnsinn, der von den Mäusen ausginge und die zarte, unentweihete Seele aufregte und entzückte. Wer ohne diesen Mäusenwahnsinn, nur auf seine Kunst vertrauend, zu den Pforten käme und einträte, um sich mit den Begeisterten zu messen, der würde von den Wahnsinnigen verdunkelt. Die Besonnenen, die nur nach den Regeln handelten, so sagten sie, erchiene als handwerkmäßige Männer gegenüber den dämonisch Inspirierten.

Mit diesem Wahnsinn, mit dieser Inspiration wollten die Alten das unerklärliche Etwas bezeichnen, das einige wenige befähigt, die Gedanken der Natur zu lesen und in ihrem Kunstwerk auszudrücken. Denn durch den Gedanken vollzieht sich alle Wirkung. Die dem Auge sichtbare Form, der vom Ohre vernommene Ton, alles von den Sinnen Wahrgenommene bilden nur die Hülle, das Kleid des innewohnenden Gedankens, sowohl für den Künstler, wie für das Volk. Das zeigt sich wohl am deutlichsten in der Musik als der am allgemeinsten und unmittelbarsten wirkenden Kunst. Die Tanzmusik, als der rhythmischen Körperbewegung entsprechend, die feierlich getragenen Töne der Trauer, das Erhabene eines Priesterchors und die schnellen, hellen Töne des Scherzens und Lachens sind unerkennbar und zwingend. Aber auch in den anderen Künsten richtet sich die Darstellung, wenn sie zweckgemäß wirken soll, nach ganz bestimmten, der Natur innewohnenden Gesetzen, die durch den Gedanken erkannt werden. Der Maler kann den siegreich auftretenden Helden nicht klein, gebückt und mit scheuem Blicke, den Spitzbuben nicht mit erhobenem, edlem Antlitz, die geliebte Braut nicht als runzlige Alte darstellen. Ebenso muß der Dichter seine Gestalten nach den ihr selbst und sein Publikum beherrschenden Vorstellungen von Gut und Böse, Recht und Unrecht, Schön und Häßlich modellieren. Die allmächtige Natur zwingt dazu mit den ihr innewohnenden unumgänglichen Gesetzen.

Nun kann aber niemand über sich selbst hinaus und niemand unter sich selbst hinunter, sondern seiner eigenen Größe oder Kleinheit gemäß erfährt ein jeder die Gedanken der Natur und giebt sie, wenn er Künstler ist, wieder. In die Seele des Helden einzudringen und ihn so darzustellen, daß das Publikum den Helden wiedererkennt, vermag nur ein Künstler von erhabener Anlage, in die Tiefen eines gewaltigen Menschenherzens sich zu versenken, vermag nur ein Gemaltiger. Vor dem Blicke eines Shakespeare enthüllt sich die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit, in ihren Höhen und Tiefen, in Leid und Freude des menschlichen Denkens und Empfindens ohne Schleier, weil er der von den Mäusen Begeisterte ist. Und so verhält es sich mit anderen Künstlern, Dichtern, Malern, Bildhauern, die wir Große nennen, weil sie uns überzeugt haben, daß sie die großen Gedanken der Natur verstanden haben, Tausende von anderen aber, die auch Künstler sind, schätzen wir geringer, weil sie uns nicht die echten Vermittler zu sein scheinen, weil die Schönheit ihrer Werke uns die Wahrheit der Natur nicht recht überzeugend gemacht hat. Hier und da geben uns die Kleinen wohl ein Stückchen, ein Eckchen, ein Teilchen, wovon wir sagen, daß es echt sei, sie küssen einen Zipfel vom Schleier der Isis, aber weil sie klein sind, können sie das Große nicht fassen.

Wollen nun wohl die modernen Naturalisten den Unterschied zwischen großen und mittelmäßigen Künstlern verweisen? Ich denke nicht, denn es ist kaum anzunehmen, daß sie sich unter einander gleichwertig schätzen, sondern die Natur hat es so bestimmt, daß ein jeder sein eigenes Werk am meisten liebt, wie er sich selbst auch mehr liebt, als alle anderen. Er liebt sich selbst und seine Werke aber deshalb am meisten, weil er von sich selbst die beste Meinung hat, sich selbst den richtigsten Blick zutraut. Die Natur gestattet nicht, daß ein Mensch seine eigene Natur für unnatürlich hält, sondern ein jeder muß notwendigerweise seine eigene Anschauung für richtig halten. So wollen die Naturalisten also doch wohl zugeben, daß der größte Künstler immer der ist, der am meisten Naturalist ist. Am meisten aber ist es der, der den weitesten und tiefsten Blick für die Natur und die größte Fähigkeit der Wiedergabe hat.

Wie kommt es dann aber, daß wir so viele Bilder sehen, wo von der Natur so wenig zu sehen ist? So wenig vom Leben, so wenig vom Licht, von den Farben des Himmels und der Erde, so wenig von den menschlichen Leidenschaften, so wenig von den so natürlichen Tieren und der unendlichen

Mannigfaltigkeit der Pflanzen? Wie kommt es, daß es so viele Erzählungen und Gedichte giebt, die jenen Gemälden gleichen, so ärmlich, so unsauber, während doch Naturalisten gemalt und geschrieben haben?

Ich glaube, daß schon die Menge dieser Kunstwerke an sich hierauf die Antwort giebt. Wenn es sich nicht mehr um die Schönheit handelt, so kann ein jeder malen und dichten. Ich denke, daß diese Kunstwerke von solchen Künstlern herkommen, die von den Mäusen nicht begeistert sind, von den Künstlern, die nur gelernt haben und handwerksmäßig arbeiten. Ihr Programm aber haben sie in gutem Glauben aufgestellt. So sehr sind sie nicht von Gott verlassen, daß sie gegen die Natur opponieren wollen, sondern, dem allgemeinen Gesetze gehorjam, fromm und bescheiden, gedenken sie der Natur in ihrer Weise und nach ihrer Kraft, ihrem besten Wissen und Gewissen zu folgen, und thun das auch.

Warum aber, da sich dies doch von selbst versteht und sie so malen, bildhauen und dichten, wie Tausende und Abertausende vor ihnen gethan — warum dies laute Geschrei und dieser Triumph des Programms? Der Grund davon liegt nicht in der Kunstrichtung, nicht in dem Unvermögen der vielen Künstler selbst. Einer jeden Zeitfrömmung liegt ein Gedanke zum Grunde, und dieser Gedanke ist zuerst von den Philosophen ausgesprochen worden. Alle Politik, alle Wirtschaft der Völker, alle Religion, aller Unterricht und jede Kunstrichtung erhält den eigentümlichen Stempel durch die Philosophie. Ausgenommen von diesem Druck und Gepräge des herrschenden Gedankens sind allein die beherrschenden Geister selbst, von denen die Gedanken ausgehen. Die großen Männer aller Zeiten begrüßen einander über die Köpfe der Menge hinweg als Ebenbürtige und tragen keiner Zeit Uniform.

Unsere Zeit wird von den Naturwissenschaften beherrscht, und die großartigen Entdeckungen auf ihrem Gebiete haben den Philosophen so sehr imponiert, daß selbst sie in den alten Glauben zurückverfallen sind, die Lösung der wichtigen Fragen über Sein und Nichtsein des Menschen und der Welt sei in der Naturwissenschaft zu holen. So ist eine Art der Philosophie entstanden, die unter dem Namen Positivismus, Entwicklungstheorie, Soziologie u. a. einhergeht und namentlich unter den Engländern und Franzosen der Neuzeit ihre Vertreter gefunden hat. Wie in der Wissenschaft diese Bastard-Philosophie zum Septizismus und Spezialistentum unter strenger Abgrenzung der einzelnen Gebiete, so hat sie in der Kunst zum Verkennen der Bedeutung der Persönlichkeit geführt. Die französischen Künstler, die von altersher den Deutschen vorangehen, haben angefangen, den Menschen als Maschine, als bloßes Produkt der Verhältnisse anzusehen und im Sinne der Entwicklungstheorie scheinbar wissenschaftlich zu behandeln. Das ist, nachdem einige große Künstler mit Glück vorangegangen waren, der Menge der Kleinen sehr gelegen gekommen, und sie haben fröhlich die Theorie vom Naturalismus in der Weise und in dem Sinne aufgefaßt, daß die Natur überall, wo man sie packe, auch dann interessant sei, wenn der ihr innewohnende Gedanke nicht begriffen und wiedergegeben werde. Das Spezialistentum griff aus der Welt der Wissenschaft in die Kunstwelt über und verwischte die Unterschiede zwischen dem Wichtigem und Unwichtigen. Das Wichtigste in der Kunst ist nun das Schöne, und eine große Freude mußte es für alle Unvermögenden sein, zu erfahren, daß man malen und dichten könnte, ohne daß es schön zu sein brauchte. Voller Entzücken gehen sie so weit, zu behaupten, daß die Schönheit sogar ein Fehler sei — immer jedoch unter dem widersprechenden Vorbehalt, daß es schön von ihnen sei, die Schönheit zu vermeiden.

Das Geschrei, mit dem sie diese neue Weisheit verkündigen, ist aber hauptsächlich deshalb so laut, weil ihrer so viele sind. Die mächtige Vermehrung der Bevölkerung hat auch die starke Vermehrung derer mit sich gebracht, die gern Künstler sein wollen, und so sehen wir viel mehr Naturalisten auftauchen, als je zuvor in ähnlichen Zeiten aufgetaucht sind. Nur ein starker Damm stellt sich ihnen entgegen: das Publikum. Das Publikum geht nicht mit. Die Naturalisten sind an Zahl fast stärker, als ihre Bewunderer. Das Publikum ist zu dumm, sagen die Naturalisten. Das Publikum ist nach dem Willen der Natur mit dem Instinkt für das Schöne begabt, sagen die Künstler.

Opfer.

Von Julius Weil.

Nachdruck verboten.

Der Fall bot an sich kein besonderes Interesse. Margarete Thormach, fünfundsiebenzig Jahre alt, unbescholten, Geschäftsführerin des großen Konfektionshauses J. Salbach Söhne, hatte dieser Handlung den Betrag von sechstausend Mark unterschlagen. Vergleichene Veruntreuungen von Angestellten gegen ihre Prinzipale sind nichts Seltenes; zudem war die Angeklagte in vollem Umfange geständig. Die Verhandlung hätte daher in wenigen Minuten beendet sein können, wenn sich nicht zwei Leumundszeugen angeboten hätten, deren Vernehmung zu näherer Aufklärung des Wie und Warum zweckmäßig erschienen wäre. Der eine war der Beschädigte, Herr Salbach, selbst. Er stellte der Angeklagten das denkbar günstigste Zeugnis aus; sie sei seit acht Jahren in seinem Geschäft, habe sich stets musterhaft geführt, ihre nicht leichte Stellung mit größter Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit ausgefüllt und sein vollkommenes Vertrauen bis zum letzten Augenblicke genossen; wenn sie sich jetzt — er wollte sagen: auf die Bahn des Verbrechens begeben habe, aber indem er auf die Angeklagte blickte, verbesserte er sich schnell und sagte: wenn sie sich jetzt einer — Inkorrektheit schuldig gemacht hat, so sei ihm dies, wie er gestehen müsse, unerklärlich. Als zweiter Zeuge wurde der Hauswirt der Angeklagten, der mit ihr und ihren Familienbeziehungen seit langen Jahren genau bekannt zu sein erklärte, vernommen. Ihr Vater, bekundete er, sei ein Beamter gewesen, der in bescheidenen, aber durchaus geregelten Verhältnissen gelebt habe; seit seinem Tode habe die Angeklagte die Sorge für eine unverjorgte, inzwischen ebenfalls verstorbene Schwester übernommen, ohne jedoch hierzu erhebliche Aufwendungen machen zu müssen; ihre Lebensführung und ihr ganzes Auftreten seien tadellos, ihr Ruf der beste, und er — der Zeuge — halte sich verpflichtet, öffentlich zu bekennen, daß,

ungeachtet der von ihr eingestandenem That, seine Achtung vor ihr nicht vermindert worden sei.

Das waren allerdings förmliche Ehrenerklärungen, wie sie an dieser Stelle selten gehört wurden, und die Blicke der Richter wandten sich daher mit einigem Erstaunen der Person der Angeklagten zu. Diese machte, nicht bloß ihrer geschmackvollen und fast eleganten Toilette wegen, den Eindruck einer Dame; Haltung, Sprache, Bewegungen waren die einer Frau aus den besseren Gesellschaftsklassen. Ihre Gestalt war zierlich, ihr Gesicht hatte, wenn auch nicht gerade schöne, so doch angenehme Züge und erschien, vielleicht wegen der auffallenden Blässe — eine Folge der überstandenen Untersuchungshaft — in hohem Grade anziehend. Der Gesamteindruck war der einer feinen und liebenswürdigen Persönlichkeit.

Einer der Richter neigte sich zu dem Vorsitzenden hin und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf dieser, zu der Angeklagten gewandt, sagte: „Es wird gewünscht, daß ich noch einmal die Frage an Sie richte, was Sie zu der Veruntreuung einer so bedeutenden Summe bewogen hat? Wollen Sie sich jetzt darüber auslassen?“

Die Angeklagte warf wie hilfe suchend einen schnellen Blick in das Publikum, dann sah sie zu Boden und schwieg.

Der Staatsanwalt, welchen jetzt das Wort ergriff, wußte dieses Schweigen für die Anklage bestens zu verwerten. „Die Angeklagte,“ sagte er, „wird wohl wissen, warum sie den Schleier nicht lüftet, hinter dem sich die Motive ihrer That verbergen. Not hat sie nicht dazu getrieben, das haben wir gehört; denn sie befand sich in vorzüglicher Stellung und geordneten Vermögensverhältnissen. Es können daher nur verwerfliche Motive, sei es Habgucht, seien es andere niedrige Leidenschaften, maßgebend gewesen sein. Der gute Verstand, dessen sich die Angeklagte zu erfreuen scheint, widerspricht dem nicht, er beweist nur, daß sie es verstanden hat, unterstützt durch vorteilhafte äußere Eigenschaften, über ihr wahres Wesen zu täuschen. Wenn es gelungen ist, sie jetzt bei der Unterdrückung einer so großen Summe zu ertappen, so ist nach kriminalistischen Erfahrungen der Schluß nicht ungerechtfertigt, daß dies ein Hauptcoup ist, dem wer weiß wie viele kleine Eingriffe in die Kasse vorausgegangen sind.“

Die Angeklagte hörte diese vernichtenden Worte scheinbar ohne Interesse an, regungslos stand sie da, nur ihr Gesicht war mit einer glühenden Röte übergoßen.

Nachdem hierauf der Staatsanwalt seine Anträge gestellt hatte, zog sich der Gerichtshof zurück. Derselbe schien die Entscheidung der Frage: was ein als gebildet, ehrenhaft und brav geschildertes Mädchen zu einer solchen That bewogen haben konnte, nicht schwierig zu finden; denn schon nach einigen Minuten war seine Beratung zu Ende. Das Urteil, welches auf neun Monate Gefängnis und mehrjährigem Verlust der Ehrenrechte lautete, ließ erkennen, daß die Ausführungen des Staatsanwalts vom Gericht geteilt wurden. Bei der Verkündung dieser Strafe überfiel die Angeklagte ein heftiges Zittern, sie schwankte einen Augenblick, raffte sich aber zusammen und vermochte, von dem Gerichtsdienner unterstützt, den Saal zu verlassen; sie hörte auch noch, wie der Präsident rief: „Die Zeugen sind entlassen. Die nächste Sache!“

Margarete Thorwach war in ihre Zelle zurückgeführt worden. Sie hatte sich von der Dhmacht, die sie nach der Verhandlung besaßen, erholt und kauerte auf dem Bettrande, ihre Blicke ins Leere gerichtet. Sie war im Geiste noch im Gerichtssaal, fühlte noch die Blicke der Richter auf sich ruhen, hörte noch die grausamen Beschuldigungen, mit denen der öffent-

liche Ankläger sie überschüttete. Und ihr war, als müßte sie ihm ins Gesicht schleudern: „Lüge und Verleumdung alles! Warum beschimpfen Sie mich? Warum nennen Sie mich eine Verworfenen? Ich nahm das Geld — ja, ich habe es gestanden, aber nicht für mich, nicht aus schänderlicher Habgucht, nicht zu niedrigen Zwecken — ich nahm es, um den Mann von Schande zu retten, dem ich mich verlobt habe. Zu meinen Füßen lag er, und seine bebenden Finger umklammerten meine Knie, und so gestand er mir, daß er die von ihm geführte Amtskasse angegriffen habe, daß am nächsten Tage eine Revision stattfinden werde und daß er verloren sei, wenn er nicht bis dahin den Defekt decken könne. Ich bin von einem zum andern gelaufen, rief er, niemand kann mir das Geld geben, übermorgen kann ich es erhalten, nur heute — gerade heute will, kann es mir keiner geben. Du allein kannst mich retten. Nette

deiner Ehre hat er verlangt! Wenn der Tag der Entscheidung da ist, wird er kommen und seine Schuld bekennen und den Mafel des Gemeinen von dir nehmen. Dann wird uns beide die Strafe des Gesetzes treffen, aber wir werden sie gemeinsam tragen, auch im Unglück getreu. Und unsere Liebe wird aus dieser Prüfung gestärkt hervorgehen, und wenn die Leidenszeit vorüber ist, werden wir in einem neuen Lande ein neues Leben beginnen voll Arbeit, und, wenn Gott will, voll Segen. Dieses Bewußtsein machte sie ruhig und geduldig, und in der festen Hoffnung, ihn dort zu finden, wo sie stehen mußte, betrat sie den Gerichtssaal.

O Schmach! Er war nicht gekommen, hatte sich nicht dem Gericht gestellt, er hatte sie ganz geopfert und hatte sie ehrlos machen lassen. Und sie hatte geschwiegen — ihren Nacken gebeugt und geschwiegen. Sie mußte es; denn ihre Lippen

sträubten sich, das Wort zu sprechen, das ihn vernichtete, wenn es auch ihre Ehre gerettet hätte. Aber in ihr schrie es laut: er ist ein Nichtswürdiger! Er giebt dich preis, schließt feige seine Augen, um nicht zu sehen, wenn der Stab über dich gebrochen wird! Und ihn hast du geliebt!

O Schmach! Ein Schauer überließ sie, und eine neue Dhmacht drohte sie zu überwältigen. Sie legte den Kopf auf die Kissen und versuchte zu schlummern. Aber rastlos wühlten die Gedanken weiter. Was würde nun aus ihr werden? Der Winter würde zu Ende gehen, Frühling würde es werden, und der Sommer kommen und gehen, bis sich die Thore des Gefängnisses für sie öffneten. Dann würde sie hinaustreten in die Welt als eine Geächtete. Alle würden ihr ausweichen, sie meiden, wie man das Unreine meidet; alle bis auf einen. Aber diesen einen gerade wollte sie nie mehr sehen, nie mehr; sie gelobte sich mit heiligen Eiden!

Da wurde die Zellentür geöffnet. Die Aufseherin trat herein und sagte: „Sie haben doch erklärt, daß Sie die Strafe antreten wollen?“

Die Gefangene nickte bestätigend.

„Dann kommen Sie, Sie sollen eingekleidet werden!“

Margarete Thorwach erschrak bis ins Innerste.

„Eingekleidet?“ stammelte sie. „Ach bitte, lassen Sie mich noch etwas ruhen, ich fühle mich zu elend.“

Die Aufseherin schien sich einen Moment zu besinnen, dann sagte sie mit einem schnellen Blick auf die Sprechende: „Gut, aber nicht zu lange, es ist bald Mittagzeit!“

Darauf ging sie, und die Thür schloß sich hinter ihr.

Die Gefangene sprang vom Bette auf, ihr Auge glühte wie im Fieber, und ein Bittern ging durch ihren Körper. Die Sträflingstracht sollte

sie anlegen — und dann zusammengethan werden mit jenen furchtbaren Weibern, die sie von ihrem Fenster aus mit Schrecken beobachtet hatte, deren freche Reden zu ihr hinaufgekungen waren und ihr die Schamröte ins Gesicht getrieben hatten — und dann — neun endlose Monate sollte sie das erdulden — und dann — und dann —

Schon blickte sie nach der Thür, darauf riß sie mit plötzlichem Ruck ihr Kleid über der Brust auf, im nächsten Augenblick hielt sie ein kleines, schmales Fläschchen in der Hand und setzte es an den Mund, und mit einem tiefen Seufzer sank sie auf ihr Lager zurück.

Als die Aufseherin nach einer Stunde die Zelle betrat, fand sie eine Leiche. Sie trat vor sie hin und sah minutenlang in das erstarrte Gesicht, dessen feine Züge im Tode einen schmerzlich rührenden Ausdruck angenommen hatten. Dann wandte sie sich ab und verließ mit feuchten Augen die Zelle.



Was sich liebt, das neckt sich. Gemälde von A. Demin.

nich, Margarete, rette mich! Da sah ich ihm ins Auge, und dort war sein Entschluß zu lesen, sich den Tod zu geben, wenn ich nicht für ihn opferte. Und ich that es. Ich nahm das Geld und rettete ihn. Aber als der nächste Tag kam, ließen ihn seine Freunde abermals im Stich und vertrösteten ihn von einem Tage zum anderen — bis meine Veruntreuung entdeckt ward. Ja, ich bin schuldig. Ich habe eine Sünde wettmachen wollen durch eine andere. Aber was ich gethan, ich that es, weil ich ihn liebte.“

Warum hatte sie nicht so gesprochen? Warum schwieg sie und ließ sich brandmarken mit glühendem Stachel?

Sie durfte nicht sprechen, aber er? Verzweifelt hatte sie ihre Blicke im Zuschauerraum umherirren lassen; bei jedem Öffnen einer Thür hatte sie aufgetan — er kommt, die Schande von dir zu nehmen, mit dir zu dulden! Die langen Wochen der Untersuchungshaft hatte sie still getragen. Sie sagte sich: das hat er ja nicht gewollt, nicht die Opferung

Mozarts „Stanzel“.

Ein Gedenkblatt von Ernst Montanus.

Nachdruck verboten.

Am 5. Dezember 1791, eine Stunde nach Mitternacht, entschlief zu Wien Wolfgang Amadeus Mozart in den Armen seiner treuen Gattin Konstanze. Wenn in diesem Jahre die hundertste Wiederkehr des Todestages unseres unsterblichen Tonbilders überall in entsprechender Weise begangen wird, so dürfte es wohl am Platze sein, dabei auch jener trefflichen Frau zu gedenken, die der gute Genius des Meisters gewesen ist und der er selbst in seiner „Entführung“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

Konstanze war eine Tochter des Souffleurs und Kopisten am Mannheimer Hoftheater, Fridolin Weber, in dessen Haus der einundzwanzigjährige Mozart durch den Orchesterdirektor Wendling eingeführt worden war, als er 1777 nach der Residenz des kunstliebenden Kurfürsten Karl Theodor kam, in der Hoffnung, dort eine feste Anstellung zu finden.

Weber war eigentlich von Adel, hatte studiert und früher bessere Tage gesehen; er war dann aber allmählich zu seiner damaligen untergeordneten Stellung herabgesunken, die ihm nur 400 Gulden Jahresgehalt einbrachte, wovon die zahlreiche Familie — eine Frau und sechs Kinder — leben wollte. Bei alledem ging es in dem Weberschen Hause durchaus nicht trübselig zu, sondern man lebte trotz aller Karglichkeit der Verhältnisse glücklich und zufrieden und freute sich des Daseins. Zu dieser heiteren Lebensauffassung und frohen Stimmung trug nicht zum wenigsten die eifrige Pflege der Frau Musik bei, der fleißig gehuldigt wurde und die auch unsern Wolfgang Amadeus alsbald in dem kleinen Häuschen am Rheinthor heimisch werden ließ.

Von den fünf Schwestern Weber waren damals die drei ältesten bereits in das erste weibliche Blütenalter getreten und namentlich die zweite, Aloisia, welche fünfzehn Jahre zählte, ein auffallend schönes Mädchen, erregte Mozarts lebhaftes Interesse durch ihre prachtvolle Stimme und hervorragende musikalische Begabung. Er musizierte auch wohl mit der ältesten, Josepha, die sich durch eine phänomenale Höhe ihres Organs hervorthat und mit der dritten, der bescheidenen und liebenswürdigen Konstanze — aber Aloisia hatte es ihm angethan, und bald sah



Frau Konstanze Mozart.

Nach dem im Mozart-Museum zu Salzburg befindlichen Originalgemälde.

der für weibliche Schönheit bekanntlich zeitlebens sehr empfängliche junge Komponist eine glühende Leidenschaft für sie, die auch nicht unerwidert blieb.

Ehe die beiden aber heiraten konnten, mußte Mozart eine Anstellung haben, und da er bald einsah, daß er in Mannheim, wo namentlich der Abt Vogler ihm entgegenarbeitete, nicht darauf zu rechnen habe, so kam er auf den Gedanken, mit der Familie Weber eine Kunstreise nach Italien zu machen.

Dort hatte ja Wolfgang schon als Knabe die größte Bewunderung erregt und war in Bologna zum „Cavaliere filarmonico“, wie in Rom zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt worden. Jetzt gedachte er jenseit der Alpen seinen Ruhm zu erneuern; er wollte Konzerte geben und Opern schreiben, in denen seine Aloisia, deren Stimme sich unter seiner Anleitung ganz wunderbar entwickelt hatte, als Primadonna auftreten sollte. Die Familie Weber, von solchen Aussichten geblendet und froh, aus der kümmerlichen Mannheimer Existenz herauszukommen, befreundete sich rasch mit diesem Vorhaben, um so weniger wollte es aber dem gestrengen Herrn Vicekapellmeister Leopold Mozart in Salzburg behagen. Kaum hatte ihm der Sohn davon Mitteilung gemacht, als der Vater ihm in einem sehr energisch gehaltenen Schreiben ein solches „Vagabundieren“ rundweg verbot und sich gleichzeitig in sehr derber Weise über die thörichten Heiratsgedanken seines verliebten Sohnes ausließ. Wolfgang Amadeus war ein viel zu guter und gewissenhafter Sohn, als daß er dem Gebote des Vaters zu widerstreben gewagt hätte, und so fügte er sich denn blutenden Herzens in die Trennung von der Geliebten und reiste am 13. März 1778 mit seiner nach Mannheim gekommenen Mutter nach Paris ab.

Er sah seine Aloisia erst Weihnachten 1778 wieder, und zwar in München, wohin Kurfürst Karl Theodor mit seinem ganzen Hofstaate übersiedelt war, seit er nach dem Tode des Kurfürsten Max Joseph Bayern als dessen Erbe in Besitz genommen hatte. Auch das Mannheimer Opernpersonal war nach der neuen Residenz berufen worden, und so hatte auch die Familie Weber ihren Wohnsitz dorthin verlegt. Der Vater hatte in München 200 Gulden Zulage erhalten, und die schöne Aloisia war Primadonna mit 1000 Gulden Jahresgehalt. Jetzt war ihr der junge, äußerlich unscheinbare Musiker, dessen Hoffnungen auf glänzende Erfolge und ebensolche Einnahmen



Unberufene Uhrmacher. Gemälde von Henriette Ronner.

Mit Genehmigung der Photographischen Kunstanstalt Braun, Clement u. Co., Dornach (Schw.).

sich in Paris durchaus nicht verwirklicht hatten, nicht mehr gut genug, und sie stand nicht an, ihm das sofort bemerkbar zu machen. Mozart verbiß gewaltig den Schmerz, den ihm die Treulosigkeit der anspruchsvollen Schönen bereitete, und kehrte nach Salzburg in die Kapelle des Erzbischofs zurück, um dort als Hof- und Domorganist zu fungieren.

Erst 1781, nachdem er den Dienst des Erzbischofs verlassen hatte, sah er die Treulose in Wien wieder, die hier an dem von Kaiser Joseph II. gegründeten National-Singspieltheater angestellt war. Sie heiratete bald nachher den Schauspieler Bange, die Ehe war jedoch eine sehr unglückliche und mußte später geschieden werden.

Inzwischen starb der Vater Weber, und seine Witwe machte nun ein Geschäft daraus, in ihrer Wohnung am „Peter“ im sogenannten „Auge Gottes“ Zimmer zu vermieten, wobei ihr die dritte Tochter Konstanze besonders treu und geschäftig an die Hand ging.

Auch Mozart mietete sich dort ein und lernte in dem täglichen Umgang mit dieser bisher für ihm nicht sonderlich beachteten Tochter des Hauses jetzt deren treffliche Eigenschaften gebührend schätzen. Bald erfüllte ihn die innigste Liebe zu dem lieben, treuherzigen und echt hausmütterlichen Kinde, und was sein Herz für sie empfunden hat, das vertrat uns heute noch die Gesänge Belmontes in der damals komponierten Oper „Belmonte und Konstanze, oder die Entführung aus dem Serail“, die man durchaus zutreffend sein „Hochzeitslied“ genannt hat.

Mit einer Hochzeit des jungen Paares schien es aber noch gute Wege haben zu sollen. Nachdem am 12. Juli 1782 die Oper einen glänzenden Erfolg davongetragen hatte, glaubte Mozart wohl aus Heiraten denken zu dürfen, und auch seine Konstanze wäre ganz damit einverstanden gewesen. Ihre Mutter jedoch und Konstanzens Vormund wollten nichts davon wissen, solange der Bewerber keine feste Anstellung besaß, und ebenso legte der alte Mozart wiederum sein Veto ein.

Da riß aber dem sonst so gutmütigen und süßsamen Wolfgang Amadeus doch die Geduld: er wollte sich das Recht seines Herzens nicht länger verkümmern lassen und setzte, nachdem Konstanze sich einverstanden erklärt hatte, eine förmliche „Entführung aus dem Auge Gottes“ in Scene. Bei einer bescheidenen Dame, der Baronin von Waldstätten, wurden die Liebenden getraut, und mit der vollzogenen Thatsache wußten sich dann hinterher die beiderseitigen Angehörigen auch abzufinden.

Bis an sein Ende hat Mozart die Stunde gesegnet, die ihm sein „Stanzel“ zu eigen gab. Mit rührender Pärtlichkeit hat sie ihm stets angehangen, durch ihren Frohsinn ihn erheitert, wenn die Sorgen um das Nützigste ihn niederdrückten, und mit ihrer tiefen Herzensliebe für ihn seine Schwächen und Fehler entschuldigt. Es ist eine wohl falsch verstandene Pietät, wenn man diese Flecken auf dem leuchtenden Bilde des großen Meisters nicht sehen oder vertuschen will: entspringen sie doch einzig und allein seiner kindlichen Gutmütigkeit und Weichherzigkeit.

Trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse und dem Einflusse seiner zahlreichen Feinde und Neider hätte Mozart es wohl zu einem gewissen Wohlstande bringen können, wenn er es über sich vermocht hätte, zu sparen und besser hauszuhalten. Das Geld floß ihm aber nur so durch die Finger — nicht für sich, sondern für andere, die ihn ausbeuteten und mißbrauchten. Konstanze that, was möglich war, um den Hausstand in Ordnung zu halten; oft gelang es ihr aber beim besten Willen nicht, aber auch dann machte sie dem Gatten keine Vorwürfe, sondern ließ es, wenn es im Winter an Holz fehlte und ebenso an Geld, um es zu kaufen, wohl lachend geschehen, daß Wolfgang sie um die Taille faßte und mit ihr im Zimmer umhertanzte, bis sie beide wieder warm geworden waren.

In den letzten Jahren stieg die Verlegenheit mitunter aber derartig, daß nicht nur das Holz, sondern daß es einigemal sogar an Brot fehlte, und die beiden Wüthen, die des Vaters ganze Freude waren, sich nicht satt essen konnten. Auch dann hielt Konstanze mutig aus, aber sie wäre ihrem stillen Leid doch beinahe erlegen, als sie zuletzt noch sehen mußte, wie schlechende Krankheit den geliebten Gatten erfaßte und immer weiter an ihm zehrte.

Dennoch legte er, den nicht nur der Genius, sondern auch die bittere Not zum Schaffen zwang, die Feder nicht nieder. Im letzten Jahre seines Lebens schuf er noch neben einer Reihe kleinerer Werke die herrliche „Zauberflöte“, den „Titus“ und endlich sein „Requiem“, bei dem er zusammenbrach. Was er in banger Vorahnung eines Tages der besorgten Gattin gestand, daß er nämlich jene Totenmesse für sich selbst schreiben sollte zur traurigen Wahrheit werden.

Auf dem Sterbebette wurde ihm die Kunde, daß der Wiener Magistrat ihn zum Kapellmeister von St. Stephan ernannt habe, und gleichzeitig kamen ihm lohnende Austräge aus Preßburg und Amsterdam — doch es war zu spät!

Die Aufregung und der Kummer über den Tod des Gatten warfen Frau Konstanze endlich nieder. Während sie erkrankt war, wurden Mozarts irdische Ueberreste auf dem St. Marger Friedhofe in einer Massengruft beigelegt, und als die wieder genesene Frau hinausgiltete, um an dem Grabe des Hingegangenen zu beten, da vermochte ihr niemand daselbe genau zu bezeichnen, da inzwischen ein neuer Totengraber angegestellt worden war.

In jenen Tagen wäre die fast von allen Mitteln entblößte Witwe, für die erst nach langen Verhandlungen eine kaiserliche Pension von 260 Gulden erwirkt werden konnte, wohl am liebsten ihrem Manne ins Jenseits gefolgt, aber die Pflicht, für ihre beiden Söhne zu sorgen, richtete die Tiefgebeugte wieder auf. In erster Linie war es auch der Gedanke, ihren Kindern wieder einen treuen Helfer zu geben, der sie bewog, im Jahre 1809 sich in zweiter Ehe mit dem dänischen Staatsrate von Nissen zu vermählen, einem begeisterten Verehrer Mozarts, der dann auch seine Biographie unter eifriger Mitwirkung seiner Frau geschrieben hat. Konstanze hielt in Gemeinschaft mit ihm das Andenken des „Mafael's der Töne“ hoch und teuer, und Mozart blieb, solange sie lebte, die Sonne, um die sich all ihr Denken drehte.

Im Jahre 1826 abermals verwitwet, verließ Frau Konstanze Dänemark, um sich in Salzburg, dem Geburtsorte ihres Wolfgang, niederzulassen, wo sie auch am 6. März 1842 gestorben ist.

Wie sollen wir essen?

Nachdruck verboten.

Auch bei dem Essen, als Handlung, spricht die Mode ein gewichtiges Wort mit; sie wechselt nicht nur mit der Zeit, sondern auch mit dem Ort und hat ihre großen und kleinen Launen, die dann von ihren Anbetern zu Gesetzen erhoben und von anderen gewissenhaft nachgeahmt werden. Alle diese Gesetze zu kennen und zu beobachten ist ganz unmöglich, wenn man nicht mitten in der großen Welt und einer verwöhnten Gesellschaft lebt; zum Teil sind sie auch so raffiniert und kostbar, daß man schon darum auf ihre Ausführung verzichten muß. Andererseits giebt es aber doch allgemein gültige Satzungen und Regeln, welche, bedingt durch sanitäre, kulinarische oder ästhetische Rücksichten, für jeden gebildeten Menschen heute obligatorisch sind und nicht ohne weiteres verlegt werden dürfen.

In der eignen Familie, unter sehr guten Bekannten und bei besonderen Anlässen, kann man der Bequemlichkeit ja einige Konzessionen machen und sich die eine oder andere kleine Liebhaberei gestatten; man hüte sich aber auch da, zu weit zu gehen, und thue nie etwas, das, zur Gewohnheit werdend, sich nicht so leicht wieder ablegen läßt und uns vor einem Fremden beschämen müßte.

Die gute Form übt ja wie immer, so auch beim Essen, einen kleinen Zwang aus uns aus, aber derselbe ist nicht nur vernünftig und gut, sondern sogar notwendig für uns. Nie tritt uns dies klarer vor Augen, als wenn wir unsere Diensthofen und deren Standesgenossen bei ihren Mahlzeiten beobachten. Es giebt ja auch da Ausnahmen, im allgemeinen jedoch ist der Anblick wenig erfreulich, und je wohler sich die Leute dabei fühlen, um so schlimmer und abstoßender wird derselbe sein. Was gute Sitte und Schönheitsfuss uns streng verbietet, erscheint ihnen noch ganz berechtigt und erlaubt, und unsere eignen kleinen Sünden und Unterlassungen spiegeln sich in ihrem Benehmen in vielfältiger und darum abschreckender Vergrößerung wieder. Wir sehen an solchen Extremen, wohin man schließlich gelangen kann, wenn man sich nach jeder Richtung hin gehen läßt, und wir nehmen deshalb gern die kleinen Pflichten und Beschränkungen an uns, welche die verfeinerte Lebensart ihren Jüngern vorschreibt.

Eine beherrschte, anmutige Haltung und geräuschlose Bewegungen, nicht nur mit den Händen, sondern auch mit dem Munde, sind vor allen Dingen geboten. Man darf weder zusammengeknauten Speisestücken, noch die Arme aufstützen oder auf den Tisch legen, weder schmauken und schlürfen, noch mit Messer und Gabel unnötig klappern.

Die gleichzeitige, geschickte Benutzung der letzteren beiden ist ja eine Kunst für sich und heutzutage allenthalben Gebrauch und Geseß. Wer sie von Kindheit an geübt hat, wird eine große Gewandtheit darin besitzen und ohne jede Schwierigkeit die Speisen nach und nach zerteilen, auf die Gabel auslegen und mit der linken Hand zum Munde führen. Auch wer viel reißt und oft an einer öffentlichen Tafel speist, oder oft an einem Diner teilnimmt, wird gut thun, um nicht falsch beurteilt zu werden, die Mode mitzumachen; ältere Leute aber oder solche, welche, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, bei dieser Art zu essen, leicht ermüden oder zu langsam vorwärts kommen, können ruhig, ohne Anstoß zu erregen, die Speisen, die sie auf dem Teller haben, erst zerkleinern, das Messer aus der Hand legen (fehlt ein Messerbänkchen, so schiebt man ein Stückchen Brot unter, auf dem Teller darf das Messer vorerst nicht liegen) und dann die Gabel in die rechte Hand nehmen, um bequem und schnell damit zu essen.

Absolut unstatthaft aber ist und bleibt es, die Speisen mit dem Messer zum Munde zu führen. Dasselbe ist nur dazu da, um zu schneiden, sowohl Fleisch, als auch andere kompakte Sachen, und darf auch zum Aufschöpfeln der Sauce nur insoweit gebraucht werden, daß der auf der Gabel befindliche Bissen, damit beträufelt und eingehüllt wird. Selbst ein ganz unbehaglicher Mensch wird, wenn er das richtige, seine Gefühl hat, es nur widerstrebend mit ansehen können, wenn die scharfe breite Fläche des Messers sich zwischen weiche Lippen schiebt, und ich, für meine Person, habe in einem solchen Falle stets das sehr peinliche Gefühl, als wolle der Betreffende sich mit Absicht die Mundwinkel aufschlitzen.

Ueberhaupt soll man nur schneiden, was durchaus geschnitten werden muß, alles andere, wie Kartoffeln, Möße, Blumenkohl, Croquettes, Pasteten, Fleischpuddings, wie alle Speisen von gehacktem Fleisch, Blätterteig, Piroggen, ausgebackene Sachen u. werden nur mit der Gabel zerteilt, und zwar nicht gewaltsam, sondern mit größter Vorsicht und Ruhe. Daß solches möglich bleibt, ist Sache der Kochkunst.

Ebenso darf das Brot, das man bei Tische isst, nicht geschnitten, sondern nur gebrochen werden, und daß man Fisch, auf welche Art er auch immer zubereitet sei, nicht mit dem Messer isst, weiß jedes Kind. Doch handelt es sich hier weniger um das Schneiden an sich, als um die Erfahrung, daß die Verührung mit Eisen oder Stahl den feinen Geschmack der Fische und alles Fischartigen verdirbt, und es giebt darum in jedem eleganten, modernen Haushalt jetzt schon besondere Fischmesser, deren breite, stumpfe Klingen von Silber sind und die, im Vereine mit der Gabel, sich sehr angenehm und bequem benutzen lassen. Für Ausstattungen und Hochzeitsgeschenke sind sie sehr beliebt und werden viel gekauft, ebenso wie die zierlichen und eleganten silbernen Werkzeuge, welche eigens für Kaviar, Austern und dergleichen bestimmt sind.

Wer keine Fischbestecke besitzt oder vorfindet, benutzt wie immer in ähnlichen Fällen ein längliches Stückchen Brot, das bei geschickter Handhabung dieselben Dienste leistet, keinesfalls aber mit verzehrt werden darf, sondern zum Schluß neben der Gabel auf dem Teller liegen bleibt.

Das Aussehen dieses Tellers an sich ist stets von großer Wichtigkeit. Fett, harte Haut, Schalen, Fischgräten und Knöchelchen (letztere beide nur im äußersten Notfall in diskreter Weise mit den Fingern zu berühren oder zurückzuliegen, das Abtragen der Knochen ist ganz ausgeschlossen) können und müssen natürlich darauf zurückbleiben, sonstige Speisereste aber nicht! Im Gegensatz zu den Amerikanern, welche es direkt für unfein halten, alles aufzuessen, und selbst von den kostbarsten Speisen einen großen Teil zurücklassen, erachten wir Deutsche es für ungezogen, etwas liegen zu lassen, und prägen unseren Kindern schon frühzeitig ein, sich nicht mehr anzulegen, als sie essen können. Das glatte Abputzen der Teller aber, daß sie, um einen profanen Ausdruck

zu gebrauchen, gleich aussehen wie geleckt, ist ebenso unpassend und streng zu vermeiden, auch hierbei ist die Mittelstraße entschieden die beste.

Die Sauce mit Brot aufzutunken, sollte man sich, selbst wenn man eine besondere Vorliebe dafür hat, nur im engsten Familienkreise gestatten, nie aber an einer öffentlichen Tafel, wo es entschieden einen unangenehmen Eindruck hervorruft und mit Recht ungünstig beurteilt werden muß. Die Speisen mit so viel Sauce zu übergießen, daß sie darin schwimmen, ist, besonders wenn die Saucen fett sind, weder schön noch gesund, eine mäßige Portion aber läßt sich leicht mit Fleisch und Kartoffeln oder einer anderen Speise verbrauchen, und bleibt ein kleiner Rest zurück, der nicht vergeudet werden soll, so findet man leicht einen anderen Modus, ihn zu verwenden. Zum Anmengen von Hühner- oder Hundefutter z. B. sind solche Reste ganz besonders gut, und hat man keine Tiere zu füttern und zu versorgen, so giebt es überall Leute, welche selbst an dieser Art von Resten keinen Anstoß nehmen und sich dieselben gern abholen, um ihre Kartoffeln oder Suppen damit zu würzen.

Erwähnen möchte ich hierbei noch, daß jede Hausfrau in der kälteren Jahreszeit gewissenhaft für gewärmte Teller sorgen sollte. Jede warme Speise verliert an Wert, wenn sie nicht bis zum Schluß in der richtigen Temperatur erhalten wird, und nichts ist schrecklicher, als eine fette Bratenauce, die schon während des Essens auf dem Teller gerinnt. Bei Hammelbraten müssen die Teller sogar ganz heiß sein, um diesen Uebelstand zu vermeiden.

Daß wir uns bei alledem verwöhnen, ist nicht zu leugnen. Unsere Vorfahren z. B. wechselten, wie wir, bei jedem neuen Gericht die Teller, niemals aber, außer bei dem Dessert, die Bestecke, und wir sind bereits so sehr daran gewöhnt, daß beides gleichzeitig geschieht, daß wir nur mit Widerstreben eine neue Speise mit einer gebrauchten Gabel berühren, an welcher noch die Reste der vorigen haften, und sechsunddreißig Bestecke brauchen, wo man früher mit zwölf auskam. Das ist Luxus, ich gebe das zu, aber auch nach jeder andern Richtung hin steigen sich unsere Ansprüche, und wenn es hier in diesem besonderen Falle geschieht, so liegt ihm doch vor allem das erhöhte Streben nach Sauberkeit zu Grunde.

Die Benutzung des Löffels, natürlich in verschiedener Größe und Form, ist gestattet bei Suppe, Kompott, kalten Mehlspeisen und Eis; warme Mehlspeisen isst man bald mit dem Löffel, bald mit der Gabel, bald mit beiden zugleich — die Ansichten sind darüber zur Zeit verschieden, doch scheint mir die Anwendung des Löffels sehr viel bequemer und ratsamer zu sein.

Spargel soll ja nicht geschnitten, sondern im ganzen mit der Hand zum Munde geführt werden; seit wir aber den Riesenspargel haben, der zugleich so zart ist, verzichten viele im Interesse der Schönheit auf die immer schwieriger werdende Manipulation und zerteilen und essen auch den Spargel ganz einfach mit der Gabel. Nur darf er nicht zu sehr zerkleinert werden, ein zweimaliges Durchschneiden auch der längsten Stange mit der Gabel genügt, und das harte Ende, wenn es wirklich hart ist, läßt man einfach liegen. Artischockenblätter hingegen bricht man mit den Fingern aus, führt sie an die Lippen und saugt sie aus, um sie dann am Rande des Tellers aufzuschichten. Der Gebrauch der Gabel ist nur bei Artischockenböden am Platz.

Manche Menschen, besonders Herren, haben die schlechte Gewohnheit, mit ihrem eignen, mitunter schon benutzten Messer in ein großes Salzfaß zu fahren und sich ihren Bedarf auf den Teller zu holen. Das darf nicht sein, es ist unappetitlich und unschön, und wenn auf dem Salzfaß kein Salzlöffelchen liegen sollte, so nimmt man wenigstens einen Theelöffel oder einen andern, ganz sauberen Gegenstand, welcher das Salz, von dem andere noch essen sollen, in keiner Weise verunreinigt. Ein kleines Salzfaß neben jedem Teller ist jedenfalls am angenehmsten, nur darf es für den täglichen Gebrauch nicht gar zu klein sein.

Einen Becher mit Zahntochern findet man nur noch auf den Wirtshausstafeln, und viele Leute giebt es, welche den Gebrauch von Zahntochern, der in manchen Fällen allerdings sehr widerlich sein kann, absolut verwerfen. Ich habe aber immer gefunden, daß eine mäßige und unauffällige Anwendung derselben immer noch sehr viel angenehmer anzusehen ist, als das heimliche Bemühen anderer Unglücklicher, welche keine Ruhe finden, weil sich eine Fleischsäge oder ein winziges Körnchen zwischen ihre Zähne geklemmt hat und die sich vergeblich anstrengen, es mit der Zunge oder einem spitzen Fingernagel daraus zu entfernen. In vielen guten Häusern ist es darum Sitte, ein paar fein abgeschliffene Zahntocher unter den rechten Tellerrand auf das Tischstuch zu legen, und wer sonst gute und glatte Manieren hat, wird auch diese Hilfsmittel, die allerdings nur für den Notfall da sind, geschickt und erfolgreich zu gebrauchen wissen.

Kerne von frischem und gedämpftem Obst bilden auch eine recht gefährliche Klippe, und viele wissen nicht, wie sie sich derselben entledigen sollen. Bei Steinobst, wie Pfirsichen, Aprikosen und Pflaumen, kann man sich sehr leicht dadurch helfen, daß man die Frucht entzweibricht und den Kern gleich auf den Teller fallen läßt, Kirschkerne aber, sowie die Schalen von Weinbeeren und Stachelbeeren, müssen einfach vom Munde aus befördert werden. Das ist an sich ein peinlicher Gedanke, und darum lassen viele die Kerne durch die Hand auf den Teller gleiten — ein Verfahren, das ich viel schlimmer finde, als wenn dieselben einfach den direkten Weg gehen. Die Hand vorhalten kann man ja, oder den Teller etwas in die Höhe heben, im allgemeinen ziehen aber alle Bemühungen, den Vorgang zu verbergen, die Aufmerksamkeit nur noch mehr auf sich, und wer über die Schwierigkeit nicht hinweg kann, sollte sie lieber dadurch umgehen, daß er in Gesellschaft einfach kein Kernobst isst. Man denkt sonst so leicht an jene etwas atmödischen Biedermänner, welche eilig den Kopf unter den Tisch stecken, um sich zu schneuzen, und stets mit einem hochroten Gesicht wieder emporgetaucht kommen.

Sehr verschieden sind auch die Ansichten über die Frage: sollen bei Tisch, nach dem Dessert, kleine gläserne Spülnäpfe und Gläser mit parfümiertem Mundwasser herumgereicht werden oder nicht? In vielen feinen, vornehmen Familien gilt das Fortlassen derselben für einen groben Verstoß gegen die Keillichkeit, da, wie sie sagen, die Finger dann unsauber und die Speisereste im Munde bleiben, andere finden nichts entsetzlicher und unappetitlicher, als dieses unschöne Gurgeln und

Auspülen in guter Gesellschaft, und beide haben von ihrem Standpunkt aus recht. Der Mittelweg ist darum auch wohl hier der richtige und raschste. Man reiche offene kleine Schalen mit lauem, parfümiertem Wasser, aber nur um sich die Fingerspitzen damit zu benehen und die klebrigen Stoffe davon zu entfernen, welche Obst und Konfekt vielleicht zurückgelassen haben. Spülgläser bleiben entschieden besser fort, und der Umstand, daß bei jedem Diner auch viel Wein und starker Kaffee getrunken wird, der reinigend und desinfizierend wirkt, läßt dieselben noch viel entbehrlicher erscheinen. In der Familie aber, wo jeder hinter den Kulissen Toilette machen kann, fällt auch für das Handwasser jede Notwendigkeit fort, und die Hausfrau thut gut, die Tafel aufzuheben, wenn das letzte Gericht gegessen ist.

Der Raum gestattet mir nicht, noch mehr zu sagen, aber die Frage ist in der Hauptsache doch beantwortet. Wer sich trotz dieser kurzen Anweisung noch unsicher fühlt, der beobachte nur andere vielgereifte, feingebildete und taktvolle Menschen, und was ihm etwa noch fehlt, das wird er dann bald dazu lernen. G. v. St.

Garten und Haus.

Nachdruck verboten.

Zur Zeit, wo alles ruht, wo die Natur im tiefsten Winterschlaf sich befindet und wir gewöhnt sind, Eisblumen an den Fenstern zu sehen, da giebt es doch noch Blüten im Freien, wenige nur, aber desto reizendere. Es sind Helleborusblüten, Blüten der Weihnachtsrose oder Christrose, die langsam aber beharrlich trotz Winters Unbill sich abmühen, aus dem Schopf der grünen Blätter hervorzukommen, um langsam, wie sie entstanden sind, auch langsam zu vergehen, sodaß wir Wochen hindurch an einander derselben Blüte uns erfreuen können. Die Christrosen verdienen deshalb einen Ehrenplatz in unserem Garten und haben darauf noch ein größeres Anrecht erhalten, seit sie durch Neuzüchtungen und Neueinführungen in ihrem Blütenprunk eine immer größere Mannigfaltigkeit bekommen haben und nicht allein im reinsten Weiß und Blau, auch im dunkelsten Rot, in dessen Nuancen und in feinsten Tigerung vertreten sind. Helleborus niger ist die bekannteste Christrose, die alte. Sie bringt ihre weißen, porzellanartigen Blumen regelmäßig um Weihnachten, während die aus ihr hervorgegangenen Neuheiten, H. niger praecox und lacteus, nicht so lange warten und schon im Oktober, November die schneeweißen großen Blüten hervortreiben. Am mannigfaltigsten in der Farbe sind die vielen neuen Arten von Helleborus hybridus; auch am reichsten vielleicht in der Blüte und daher einer ganz speziellen Beachtung wert. Die Christrosen, trotzdem sie in Winterfalte ihre Blüten bringen, sind nicht allein gute Freilandpflanzen, sie eignen sich auch ganz vorzüglich zur Treiberei im feinen Zimmer. Man braucht nur die Stauden im Herbst oder auch jetzt noch in Töpfe zu pflanzen, sie mäßig zu begießen, um ihre Blüten zu gewinnen.

Während vor etlichen Jahren aus Japan das Chrysanthemum, eine dort bei allen nationalen Festlichkeiten unentbehrliche Blume, zu uns herübergekommen ist und wir bemüht sind, es den Japanern in der vollendeten Kultur derselben gleich zu thun, kommt jetzt aus China eine Narzisse, die bei den Chinesen fast eine gleiche Rolle spielt und besonders beim Neujahrsfeste sehr geachtet ist. Diese Narzisse nimmt eine besondere Behandlung für sich in Anspruch, die für die Blumentreiberei im Zimmer allmählich von großer Bedeutung werden kann. Es wird die Narzisse, kurzweg chinesische Narzisse genannt, nicht wie bei uns im Topfe getrieben, sondern in flachen Schüsseln mit Sand oder kleinen Steinen und Wasser; und zwar ist das Verfahren dabei folgendes: man streut in die Schüsseln, welche sehr zierlich sind und reiche chinesische Malereien aufweisen, 1 Zoll hoch reinen Sand oder seine Steine, darauf kommen die Zwiebeln, 3 oder 6 an der Zahl, je nach Größe der Schüsseln, und nun wird in die Schüssel Wasser gefüllt, je nach Belieben, doch soll dasselbe nicht zu hoch stehen, stets aber die Wurzeln bedecken. Die Schüsseln stellt man ins Wohnzimmer, am Tage an einen hellen Platz, bei Nacht in die Nähe des warmen Ofens, und sorgt dafür, daß hin und wieder reines Wasser gegeben wird. Bei solcher Behandlung entwickeln sich die Narzissen überaus rasch, treiben reichlich Wurzeln und bringen bei ihrer Zahl einen ganzen Schopf Blüten, die sich in der Schüssel sehr originell ausnehmen. Carters in London, High-Holborn 237—238, führt Originalschüsseln, von ihm kann man auch Narzissen beziehen.

Von den allbeliebtesten chinesischen Primeln, die jetzt ihre Blütezeit so recht beginnen und fast die Hauptzierde unserer Blumenfenster ausmachen, haben Hildebrandt & Bredemeyer in Pallanza (Italien) drei neue Spielarten gezüchtet, die teils durch ihre welligen farnblattartigen Blätter, teils durch ihre welligen Blüten und teils durch die dunkelgrüne, prächtige Belaubung eine neue Verbesserung bedeuten. Besonders die dunkellaubigen Primeln, Primula chinensis f. im. flici folia rubra, machen sich außerordentlich schön und sind Blatt- und Blütenpflanze zugleich. Eine andere sehr gute neue Zimmerpflanze für die Ampel ist Lotus peliorhynchos. Man sät den Samen derselben im Februar aus, und gewinnt bis zum Herbst, wenn man regelmäßig verpflanzt und gute Erde giebt, Büsche, die mit der silbergrauen Belaubung fast an dem ganzen Fensterrahmen hineruherwachsen und sich mit prächtigen feuerroten Blüten bedecken, auch im Winter noch bei recht hellem Stande die Blüten treiben.

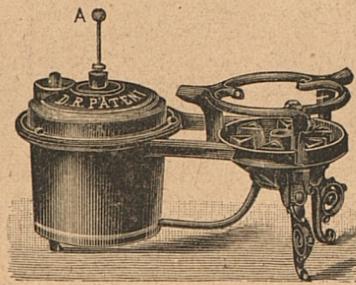
Wenn die vorhin genannten Pflanzen den Anfang des Winterstors ausmachen, so sind Krokus, Scilla, Tulpe, Hyacinthe, Flieder, Maiblume und Rose, hin und wieder auch das Weilchen diejenigen, welche den übrigen Teil des Winters ihre Blüten bringen müssen. Krokus, Tulpe und Scilla ist man gewohnt im Topfe zu treiben, und nur der Hyacinthe gönnt man das Vorrecht, auf Wasser getrieben zu werden. Doch auch dieses Vorrecht verliert die Hyacinthe immer mehr, seitdem sich herausgestellt, daß die übrigen Zwiebeln sich ebensogut auf Wasser treiben lassen, allerdings in einer ihnen angepaßten Weise. Es würde lächerlich aussehen, wenn man für eine Scilla oder einen Krokus oder eine Tulpe ein besonderes Gefäß herrichten wollte, um diese in ihrer Einzelheit doch nur arm aussehenden Pflanzen zur Blüte zu bringen. Man hat deshalb für sie ganze Kästen hergerichtet, sehr flach, und diese in geringen Abständen mit passenden Löchern versehen. Der Deckel dieser Kästen ist abnehmbar, und unter den Löchern, die reihenweise gehöhrt sein

müssen, befindet sich ein dünner Draht, um auf jeden Fall das Durchfallen der kleinen Zwiebeln zu verhüten. Beim Aufsetzen der Kästen füllt man Unregelmäßigkeiten mit Moos. Das Wasser im Kasten muß an den Wurzelboden reichen. Die Behandlung solcher zwiebelbesetzten Kästen ist ganz die der Hyacinthen auf Gläser. Es ist aber die Möglichkeit vorhanden, eine große Mannigfaltigkeit walten zu lassen, da Tulpen, Scilla, Krokus auf demselben Kasten in reihenweiser Aufeinanderfolge kommen können, eine Reihe — die Mittelreihe — Tulpen, dann Krokus, darauf Scilla.

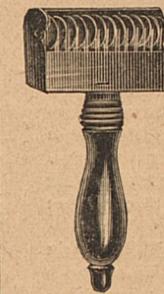
Bei der Treiberei der Flieder mag es wenigen bekannt sein, daß diese Sträucher sich bedeutend williger und leichter treiben lassen, wenn sie vorher eine geraume Zeit trocken gestanden haben und dadurch in eine energiereichere Ruhe hineingerufen werden. Neue Flieder entstehen fast alljährlich; Charles X., Rothomagensis, persica sind zum Treiben stets vorzuziehen; anders im Freien für Park und Garten. Da treten auch die gefüllte blühenden Flieder in ihr Recht und die neuen einfachen mit ihren großen Blütentrauben, wie Frau Bertha Damman, Andenken an Ludwig Späth, Fürst Lichtenstein, Marie Vegrage. Eine Fliedernheit, welche viel von sich reden macht, ist Syringa japonica; sie hat sehr große weiße Blumen. Vom Flieder zur Rose, oder vielmehr nach dem Flieder die Rose, so gehört es sich wenigstens beim Treiben, da die Rose früher Treiberei im Zimmer abgeneigt ist und vor Neujahr nicht eingestellt werden sollte. Der Rosenneheiten sind immer unzählige, wenige davon überdauern die nächsten Jahre. Es ist hochfrentlich, auch einmal von einer Rose deutscher Züchtung jagen zu können, daß sie eine Rose allerersten Ranges ist und sich des schönen Namens, welchen sie trägt — sie heißt Kaiserin Auguste Viktoria — würdig zeigt. Die Rose hat stark gefüllte große Blüten, deren weiße Farbe leicht ins Gelbliche hinüberspielt. Die Blumen stehen aufrecht auf starkem Stiel und haben köstlichen Wohlgeruch. Sie erscheinen in kurzen Unterbrechungen bis zum Frost. Ebenfalls eine Rose ersten Ranges ist Madame Christine de Roué mit roter Blüte, ferner La France de 1889, lebhaft glänzend rot, zuweilen Weiß schattiert. Es ist schade, daß diese Rose einen Namen trägt, der sie von ihrer berühmten Nebenbuhlerin so wenig unterscheidet und ihr die Verbreitung recht schwer machen wird. R. Betten.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer regulierbarer Spiritus-Kochapparat (D. R. P. Nr. 48 118). In Nr. 21 des Jahrg. 1888 des „Bazar“ besprochen wir ein regulierbares Spiritus-Kochapparat, welches indeßen, als erster derartiger Apparat, noch verschiedene Mängel besaß; nebenstehend bringen wir die Skizze eines erheblich



und der bereits in der Schale befindliche geht in das Reservoir zurück, wodurch einerseits die Flamme in wenigen Sekunden erlischt, andererseits jedem Verbrennen von Brennstoff, bei Nichtbenutzung des Apparates, vorgebeugt wird. Die Brennschale ist mit vier Zuglöchern versehen, welche die nötige Luft (Sauerstoff) hinzuführen. Die Vorzüge des neuen, patentierten Spiritus-Kochapparates sind, neben einem geschmackvollen Neuzüchten, in erster Hinsicht die ungenügende Regulierbarkeit der offenen ohne Docht brennenden Flamme, sodann geringer Brennstoffverbrauch und gänzlicher Fortfall von Spiritus-Verdunstung, sowie schließlich die Möglichkeit des vollkommen gefahrlosen Nachfüllens von Spiritus in das Reservoir, während der Apparat in Benutzung ist. Das neue Kochapparat ist aus bronziertem Eisen hergestellt, mit kleinem vermitteltem Dedel versehen und kostet 5 M.



Neuer Nudelschneider. Der kleine Apparat, der die langweilige Arbeit, welche das Zerschneiden des Nudelteiges in Streifen bildet, wesentlich vereinfacht und abkürzt, außerdem die Nudeln aber weit gleichmäßiger schneidet, als dies mit der Hand möglich ist, besteht, wie nebenstehende Abbildung zeigt, aus dreizehn kleinen, scharfen Nadeln, welche in Abständen von drei Millimeter in einer vermittelten Fassung liegen und den Teig in die gleiche Anzahl Nudelfreien zerschneiden, sobald man den Apparat mit mäßigem Druck darüber bewegt. Der Preis desselben beträgt M. 1.50; bei vergrößelter Zubereitung innerhalb des Deutsch-Oesterreichischen Postverbandes M. 1.75.

Bezugquelle der vorstehend beschriebenen Gegenstände: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Allerlei fürs Haus.

Verwendung des Torfes im Haushalt. Einem bis vor nicht langer Zeit gering geachteten Rohstoffe, dem Torf, wird neuerdings die lebhafteste Beachtung von seiten der Industrie geschenkt. Seine Eigenschaft, wie ein Schwamm große Mengen von Feuchtigkeit in sich aufzunehmen, sowie die wohlerhaltene Pflanzenfaser, die er häufig zeigt, haben ihn seiner ursprünglichen alleinigen Bestimmung, als Heizmaterial zu dienen, mehr und mehr entfremdet. Ueberall sind Fabriken entstanden, die aus dem Torfe den lockeren Torfmüll herstellen, der als voluminöses und wohlfeiles Verpackungsmaterial und zur Streu für das Vieh dient. Aus dem Torf macht man ferner ein Papier und neuerdings sogar Gewebe. Die schon erwähnte große Aufsaugfähigkeit für Flüssigkeiten ist es aber, die den Torf besonders wertvoll auch für den Haushalt macht. Keine Säure ohne Feuchtigkeit, und das schädliche Uebermaß der letzteren von den Nahrungsmitteln fernzuhalten oder fortzunehmen, dazu ist der von Erde und Staub gereinigte Torfmüll als geruch- und geschmackloses, reinliches und unschädliches Material vorzugsweise geeignet. Als Konservierungsmittel für Fleisch wie für vegetabilische Nährstoffe hat er sich gleichwertig gut in der Praxis erwiesen. Fleisch in Torfmüll eingehüllt, hält sich wochenlang frisch, Seeische lassen sich, in Torf verpackt, weithin unzerstört versenden. Torfmüll ist auch das beste Aufbewahrungsmittel für Eier. Mit großem Erfolge wird der Torf zur Konservierung von frischem Obst angewendet. Selbst die zartesten Früchte, wie Weintrauben, behalten, in Torf eingelegt, ihr

frisches Aussehen monatelang. Nicht minder bewährt sich feiner Torfmüll bei Gemüse und Speisefertigkeiten, da letztere, darin gebettet, im Frühjahr nicht zu keimen beginnen; ein Vorgang, den kein anderes Verpackungsmaterial zu hindern vermag. Da der gereinigte Torfmüll jetzt in allen größeren Städten zu billigem Preise zu erlangen ist, lohnt es sich wohl, daß unsere Leserinnen einmal eigene Versuche mit diesem neuen Freunde des Haushaltes anstellen. Wir sind sicher, daß er sich bewähren und das Haus nicht mehr verlassen werde.

Der Arm- und Bruststärker (Patent Largiadre) gehört zu den wichtigsten und nützlichsten Geräten für Zimmergymnastik, und seine Benutzung ist vom ärztlichen Standpunkte aus, namentlich für die Lernende und daher viel sitzende Jugend dringend zu empfehlen. Der sinnreich erdachte Apparat besitzt einen großen Vorzug in seiner Zerlegbarkeit. An einem starken, durch polierte Rollen laufenden Hanfseile befindet sich eine Anzahl eiserner aufeinander gefügter, aber auch voneinander abnehmbarer Scheiben. Soll ein Kind oder eine schwächere Dame den Apparat handhaben, so hebt man nach Belieben von diesen Scheiben ab und läßt die Übungen mit nur ein oder zwei solcher Eisenplatten auf jeder Seite vornehmen, während ein kräftiger Erwachsener den Apparat mit voller Gewichtsbelastung benutzt. Dasselbe Exemplar kann somit von mehreren gebraucht werden, und jeder hat die Möglichkeit, mit den leichteren Übungen zu beginnen, um allmählich zu den schwereren überzugehen. Die große



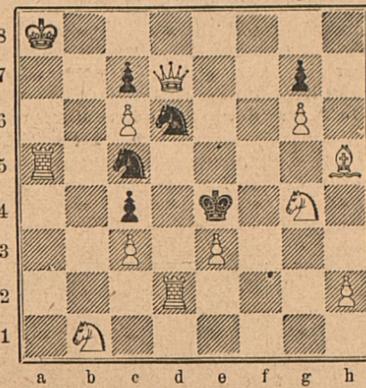
gesundheitliche Bedeutung des Apparates beruht in seiner intensiven Einwirkung auf die Stärkung der Atmungsorgane; auch zur Beseitigung schlaffer gebückter Haltung und zur Kräftigung der Rücken- und Schultermuskeln ist der Apparat, der nur wenige Mark (7 bis 12.50) kostet und aus der Fabrik von Georg Engler in Stuttgart zu beziehen ist, mit bestem Nutzen zu verwenden. G.

Schach.

Aufgabe Nr. 302.

Von Frau W. J. Baird.

Zweiter Preis im Sußer-Problemturnier. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 132 Seite 399.

Es waren im ganzen 50 Tauben, von denen nach Verlauf der drei Jahre nur noch zwei übrig blieben.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 134.

Eine hochbejahrte Dame, welche sich stets der besten Laune erfreute, beantwortete die in einer Gesellschaft an sie gerichtete Frage, wie alt sie sei, mit folgenden Worten: „Die Zahl meiner Lebensjahre hat 100 noch nicht erreicht. Die Summe der beiden Ziffern beträgt 13. Wenn man sie aber umkehrt, dann wird mein Lebensalter um 27 verringert.“

Wie alt war die Dame?

Rätsel.

Wir sind — such' uns nur nicht in fernen Zonen — Zwei Schwestern, die dasselbe Meer bewohnen, Ungleich an Größe, aber beide klein.

Die eine sollt' einst einen Adler hüten; War aber wenig achtam auf sein Brüten, Und fort flog er auf Nimmerwiederseh'n!

Der andern war ein schöner Los gefallen; Hier ruhte aus nach gar unstetem Wallen Ein treuer Kämpfer für der Freiheit Sieg.

S. G. in Bern.

Das Spiken-Kluppeln.

Unter diesem Titel haben wir eine kurzgefaßte, mit erläuternden Illustrationen versehene Anleitung zum Selbstunterricht im Kluppeln nach verbessertem System zusammengestellt.

Direkte Bestellungen auf diese Anleitung erledigen wir nach Erhalt von 1 Mark (= 60 Kr. ö. W.) pro Exemplar franko per Kreuzband.

Administration des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

→ Buntes Allerlei für den Weihnachtstisch. ←

Wenn ich den freundlichen Leserinnen für die diesjährigen Weihnachtsarbeiten eine Anzahl von Gegenständen vorführe, die meist nur wenig kosten, leicht und schnell zu fertigen sind und dabei doch einer gewissen Eleganz nicht ermangeln, so darf ich wohl hoffen, vielfachen Wünschen damit entgegenzukommen.

Neues Material für Thon-Buntstiftzeichnung. Es ist dies ein dem Majolika ähnliches, doch viel weiches, kreidehaltiges Material, auf welches sowohl mit Aquarell-, Oel- und Emailfarben gemalt, wie auch mit Blei- und Buntstiften gezeichnet werden kann. Diese Zeichnung, sowie die Aquarellfarben friert man



C. Portemonnaies, Bürste und Unterfaß aus gepunztem Leder.

durch Ueberstreichen mit Lack, der, mit Terpentin verdünnt aufgetragen, die Sache matt erscheinen läßt, wogegen unverdünntes Ueberlegen Porzellanlanz und große Lehnlichkeit mit gebrannter Majolika erzielt. Es dürfte dies daher allen denen, die auf dem Lande leben und Kosten wie Unbequemlichkeit des Hin- und Herbendens in und aus dem Brande scheuen, eine um so willkommener Gabe sein, als Max Walter in Koburg, der Erfinder und Fabrikant des Materials, dasselbe in mannichfacher Gestalt produziert und versendet. Schalen und Platten aller Größen und Formen sind in weißer und gelblicher Wasse, teils einfach glatt, teils mit Hautrelief-Bildern, eingeritzten Vorzeichnungen, ja auch Tischplatten mit eingravierten Sprüchen vorhanden. Ein beliebiges Bild läßt sich sehr leicht in der Weise auf den Thon pausen, indem man es nach dem Auflegen, Stückchen für Stückchen mit Benzin anfeuchtet und mit Bleistift nachzieht; das Vermeiden des Pauspapiers ist hier empfehlenswert, da dieses auf dem weichen Material des Anschmugens halber gefährlich ist; auch können Abzichbilder aufgeklebt und nachher das Ganze mit Lack überzogen werden.

In Abb. A. sehen wir eine längliche weiße Platte, 24 zu 16 Centimeter, deren eine Hälfte ein Hautrelief enthält, während die zweite glatt ist und mit einem Spruche verziert werden kann. Die weibliche Gestalt des Hautreliefs steht hell auf dem dunkeln Hintergrund der Mauer, und nur die Falten des weißen Gewandes sind leicht bläulich



E. Gemalte Tischblattmappe und Lesezeichen.

mit Aquarellfarben getönt; die Mauer ist mit Sepia, lichtigem Ocker, gebrannter Sienna gemalt, sodas von dieser das hellgrüne und rötlich gelbe Weinlaub mit den violetten Trauben sich plastisch abhebt. Auf die zweite Hälfte der mit einer Deje zum Anhängen versehenen Platte wird zuerst die Inschrift mit hübschen Lettern sorgfältig gezeichnet, dann werden die Zwischenräume gleichmäßig mit Goldbronze gedeckt und endlich die Buchstaben beliebig ausgemalt. Auf vorliegendem Muster habe ich die Sprüche: „Lebe und liebe“, „Bete und arbeite“, einfach schwarz gemalt, was zu dem Goldgrund und der farbigen Hautreliefhälfte sich recht gut ausnimmt. Der Lack ist sehr verdünnt aufgetragen, weil hier ein matter Glanz von feinerer Wirkung ist.

Eine andere, ebenfalls zum Anhängen eingerichtete Platte, welche indessen auch, wie ähnliche von Porzellan oder Majolika, in einen Holzrand gefaßt und oberhalb mit Träger und Konsole versehen werden kann, zeigt eine mit Blaustift gezeichnete Landschaft. Sie ist mit unverdünntem Lack hochglänzend gemacht. Mit Buntstift arbeitet man in gleicher Weise wie mit Blei; die Schatten werden dünn angelegt, mit einer weichen Gtampe verrieben und die Schärpen recht pikant gezeichnet.

Malereien auf Fond von Emailfarben. Die Horn und Frankfischen Emailfarben, welche sich ja für verschiedene Zwecke großer Beliebtheit erfreuen und im vorigen Jahrgang unseres Blattes besprochen wurden, geben für diese Malerei einen prachtvollen Fond, der als Einlage in gebeizte Möbel oder auch zum Schmuck aller möglichen Gebrauchs- und Luxusgegenstände von nicht zu unter-

schätzendem Werte ist. Ihnen zur Seite, von vielen vorgezogen, stehen die englischen Aspinals enamel, welche jetzt auch hier eingeführt und von der Firma Schwarzlose, Berlin, Leipzigerstr., verjant werden.

Abb. B. stellt einen bayrischen Hoder dar, dessen Sitz und Beine nußbaumfarben gebeizt sind, während die vier zwischen letzteren befindlichen Felder auf braun, rot und chamoisfarben geflammtem Emailgrund eine fein abgestimmte Malerei zeigen. Das weiße Holz wird zuerst mit Horn und Frankfischem Lack überstrichen; dann trägt man, von oben mit Braun beginnend, die gut umgerührte Emailfarbe auf, indem man einen Ton naß in den andern setzt und dem natürlichen Fluß der Farbe die Bildung der Flammen überläßt. Ist der Grund völlig hart, so kann die Malerei ausgeführt werden. Unser Modell hat zwei verschiedene Blumenmuster, als wachsende Pflanzen gedacht, die gleichen auf den beiden einander gegenüberliegenden Seiten; beides sind weiße Alpenblüten, mit graubraunen, ab und zu olivgelblichen Blättern und Gräsern. Dieses Schemelchen sieht allerliebste aus, ist nicht allein als Sitz, auch als Ständer für einen großen Blumentübel zu verwenden und wird sicherlich ein ebenso ansehnliches wie erfreuliches Weihnachtsgeschenk sein. Die Kosten desselben sind unbedeutend (Tischlermeister Müller, Berlin SW., Mittenwalderstraße 8, liefert dasselbe gebeizt für 5,50 Mk.). In kleinen Orten sind die Herstellungskosten vielleicht noch billiger.

Niedlich sehen auch Knäuelbehälter aus Holz aus, in ähnlicher Weise mit roter japanischer Lackfarbe gestrichen, deren Ton die anderen an Feuer übertrifft.



A. Bemalte Thontafeln

Decorative Delmalerei auf Leder und Wachs-tuch. Recht hübsch macht sich ferner ein kleiner Lampenteller oder Flaconunterfaß aus starkem, hellbraunem Rindleder mit ausgeschlagener Kante, eine Nachahmung der bestebten Brennarbeit in Verbindung mit Malerei (s. Abb. C.). Diese Manier ist leicht ausführbar und von wunderhübscher Wirkung; sie kann natürlich auch zu einer Menge anderer Dinge, wie Wappen, Kissen u. s. w., Verwendung finden. Nachdem das Muster aufgezeichnet oder durchgepaßt ist, feuchtet man das Leder an und zieht die Linien mit einem spitzen Pausstift recht andrückend nach, sodas diese überall vertieft erscheinen, jedoch ohne Durchrißen des Leders. Dann werden die Konturen mit Kaffeebraun sauber nachgezeichnet und die Malerei mit Benutzung des Lebergrundes als Schatten oder Licht ausgeführt. Die wilden Rosen haben hellrosa aufgesetztes Licht; die Blätter sind blau-grau und bräunlich; die Hagebutten in den Schattentiefen mit dunklem Krapprot gemalt; Staubbeutel gelb und Adern braun gezeichnet.

Der Wandhänger (Abb. D.) über dem Waschtisch ist ein sehr praktisches Geschenk und läßt sich auch zu einer ebenso hübschen wie eleganten Gabe gestalten. Auf bordeaurfarbenem Wachs-tuch ist in japanischer Weise, mit Benutzung des Grundes, leichtes Blütengerant gemalt und dann mit Gold konturiert. Die Farben sind sorgfältig für den Grund gestimmt und zwar die Blüten und Knospen in gelblichem Rosa, die Blätter dagegen in schiefergrauen und braunen Schattierungen; die



B. Bayerischer „Hoder“ mit Malerei.

abschließende Einfassung bildet bordeaurfarbene Seidenfäde. Da man Wachs-tuch in allen möglichen Farben erhält, so bleibt es jedem überlassen, eine zur Zimmereinrichtung passende Farbe zu wählen; sehr hübsch ist Terracotta und dann auch, obwohl etwas trübe wirkend, doch überall hin passend, Schwarz.

Lederschmitt- und -Punzarbeiten. Das Lederschneiden und Punzen ist in Nr. 4 und 6 dieses Jahrganges beschrieben worden, wie sich die für diese schöne Arbeit interessierenden Leserinnen annehmen werden; ich brauche daher nur auf jene Artikel nochmals an dieser Stelle zu verweisen.



F. Moraständer aus bemaltem Eisglas.

In Abb. C. sehen wir noch Portemonnaies aus dunkelbraunem Leder, von denen das eine geschnitten und gepunzt, das andere außerdem noch gemalt ist. Der Adler ist schwarz mit goldener Zeichnung und roter Zunge nebst Krallen. Ferner ist hier eine Bürste auf gepunztem Grunde abgebildet. Die einfachen ornamentalen Formen werden aufgerissen, hier und da ein

wenig in die Höhe getrieben und dann durch Punzen völlig zum Ausdruck gebracht.

Gemalte Tischblattmappe und Lesezeichen. Die Tischblattmappe hat, wie Abb. E. zeigt, Oktavformat und besteht aus mehreren Bogen dicken Tischblatts, welches durch das in der Mitte umgebundene, oberhalb zu einer doppelten Schleife getnüpft schmale Seidenband zusammengehalten wird.

Das kleine Seebildchen in unserer Abbildung ist in weißen und bräunlichen Tönen mit Benutzung des blaßblauen Grundes der Mappe, die Blumendolben sind rosig und weiß, die Blätter mehr olivfarbig als grau, die Malerei beider Mappen ist mit Wasserfarben ausgeführt.

Die Abbildung E. zeigt außerdem eine Anzahl kleiner Kärtchen aus der bekannten Celluloidmasse. Dieselben sind in diesen verschiedenen Formen ebenso neu wie originell und können in jeder beliebigen Weise bemalt und für verschiedene Zwecke gebraucht werden, sowohl als Tisch-, Gratulations- und Neujahrskarten, wie auch als Lesezeichen. Wohin sie kommen, werden sie Gefallen finden, ob als zierlich gebundenes Dutzendpäckchen auf dem Weihnachtstisch oder vereinzelt als freundlicher Gruß aus der Ferne.

Blumenzweige, kleine Landschaften, auch nur eine farbige Abtönung, welche der Ueberschneidung des natürlichen Blattes folgt, eignen sich zur Malerei, die auf diesem Material nur mit Oelfarben ausgeführt werden kann.



D. Wandhänger, Delmalerei auf Wachs-tuch.

Moraständer aus Eisglas. Abbildung F. stellt einen Photographieständer aus Eisglas dar, der noch unbekannt sein dürfte und wohl jedermann gefallen wird. Auf dem Glase, welches den Eindruck macht, als sei es ein mit Eisblumen bedecktes Fensterglas, nimmt sich eine mit fluger Benutzung der matten und klaren Stellen ausgeführte Delmalerei reizend aus. Der abgebildete Ständer ist mit einem Zweige des wildwachsenden Solanum bemalt, welcher aus dem Gefe der linken Ecke wachsend gedacht ist. Die zart violetten Blüten der Pflanze und die teils roten, teils grünlichen Früchte stehen wunderbar hübsch auf dem Glase.

Bei der Herstellung dieser Arbeit darf man nie irgend ein Papier hinter das Eisglas legen, weil dieses die eigenartige Wirkung desselben aufheben würde. Bei Bemalung des Glases muß auf die Photographie Rücksicht genommen werden, also entweder gelbe störende Ränder derselben abgeschritten oder eine Randbedeckung gemalt werden, die jedoch mit der übrigen Dekorierung zusammengehörig sein muß.

Die Handlung von Schittermann, Berlin, Stallschreiberstr. 46, führt alle genannten Neuheiten, welche indessen wohl auch in vielen anderen Kunstmaterialienhandlungen zu finden sind.

Vorzeichnungen, auf Wunsch auch kolorierte, können von der Unterzeichneten (Berlin W., Steglitzerstr. 4), für sämtliche Gegenstände passend, bezogen werden.

H. Brodmann.